



RUTH BENEDICT

Urformen der Kultur



ROWOHLT

Herausgeber: Ernesto Grassi
Redaktionsleitung: Wolfgang von Einsiedel, München
Hamburger Redaktion: Ursula Schwerin

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Franz Altheim, Berlin / Henri Bedarida, Paris-Sorbonne / Ernst Benz, Marburg / Carl J. Burckhardt, Basel / Enrico Castelli, Rom / Francisco Javier Conde Garcia, Madrid / Alois Dempf, München / Mircea Eliade, Bukarest-Paris / Vicente Ferreira da Silva, Sao Paulo / Hugo Friedrich, Freiburg / Hans-Georg Gadamer, Heidelberg / Eugenio Garin, Florenz / Juan Gomez Millas, Santiago de Chile / Henri Gouhier, Paris-Sorbonne / Rudolf Großmann, Hamburg / Romano Guardini, München / Hermann Heimpel, Göttingen / Georg Henneberg, Berlin / M. P. Hornik, Oxford / Ernst Howald, Zürich / G. Frhr. v. Kaschnitz-Weinberg, Frankfurt-Rom / Karl Kerényi, Zürich / Lawrence S. Kubie, Yale / Pedro Lain Entralgo, Madrid / Karl Loewith, Heidelberg / Arthur March, Innsbruck / Hans Marquardt, Freiburg / Adolf Meyer-Abich, Hamburg / Alexander Mitscherlich, Heidelberg / J. Robert Oppenheimer, Princeton / Walter F. Otto, Tübingen / Enzo Paci, Pavia / Massimo Pallottino, Rom / Adolf Portmann, Basel / Emil Preetorius, München / Hans Rheinfelder, München / Salvatore Riccobono, Rom / David Riesman, Chicago / Jan Romein, Amsterdam / Fritz Schalk, Köln / Helmut Schelsky, Hamburg / Günter Schmölders, Köln / Percy Ernst Schramm, Göttingen / Hans Sedlmayr, München / Wilhelm Szilasi, Freiburg / Giuseppe Tucci, Rom / Thure von Uexküll, Gießen / Giorgio del Vecchio, Rom / Centre International des Études Humanistiques, Rom / Centro Italiano di Studi Umanistici e Filosofici, München / Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel / Lincombe Lodge Research Library, Boars Hill - Oxford

1.—40. Tausend Dezember 1955
41.—50. Tausend Januar 1957

© Houghton Mifflin Co., Boston, Mass., USA
Deutsche Rechte beim Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH., Hamburg
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks und
der photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

ENZYKLOPÄDISCHES STICHWORT	
ETHNOLOGIE UND ANTHROPOLOGIE	218
<i>(Zur vorherigen Lektüre empfohlene Einführung in den Problemkreis, dem das Thema entstammt)</i>	
ERSTER TEIL: DIE PROBLEMSTELLUNG	
1. BRAUCHTUMSFORSCHUNG	7
2. DIE UNGLEICHHEIT DER KULTUREN	21
3. KULTURELLE INTEGRATION	39
ZWEITER TEIL: DREI VERSCHIEDENE KULTUREN	
1. DIE PUEBLOS NEU-MEXIKOS	48
2. DOBU	104
3. DIE NORDWESTKÜSTE NORDAMERIKAS	136
DRITTER TEIL: SCHLUSSFOLGERUNGEN	
1. DAS WESEN DER GESELLSCHAFT	172
2. DER EINZELNE UND DAS KULTURSYSTEM	192
NACHWORT	212
QUELENNACHWEIS	213
ÜBER DIE VERFASSERIN	224
LITERATURHINWEISE	225
NAMEN- UND SACHREGISTER	228

ERSTER TEIL: DIE PROBLEMSTELLUNG

1. BRAUCHTUMSFORSCHUNG

Sitte und Brauchtum

Die Anthropologie befaßt sich mit der Erforschung des Menschen als Geschöpf der Gesellschaft. Sie richtet ihr Augenmerk auf diejenigen körperlichen Charakteristika, handwerklichen Fähigkeiten, Konventionen und Werte, die eine Gemeinschaft von allen anderen unterscheiden, die auf einer anderen Überlieferung fußen.

Die Anthropologie unterscheidet sich von den übrigen Sozialwissenschaften dadurch, daß sie sich auch mit anderen Gesellschaften außerhalb unserer Kultursphäre ernsthaft beschäftigt. Für ihre Zwecke ist jede Regelung, die das Zusammenleben und den Fortbestand einer Gemeinschaft betrifft (und sei es auch die der See-Dajaks, die mit unserer Zivilisation keine geschichtlichen Berührungspunkte haben) ebenso bedeutungsvoll wie unsere eigene Gesellschaftsordnung. Für den Anthropologen sind unsere Sitten und Gebräuche und die irgendeines Stammes in Neuguinea zwei mögliche Gesellschaftssysteme, die sich mit der Lösung ein und derselben Aufgabe befassen. Wenn er Anthropologe sein will, darf er keinesfalls das eine System gegen das andre abwägen. Er ist an menschlichen Verhaltensweisen schlechthin interessiert und beschäftigt sich nicht nur mit dem durch eine einzige – nämlich unsere – Tradition bestimmten, sondern mit jedem Verhalten, das von irgendeiner Tradition geprägt wurde, und mit der Fülle von Brauchtum, wie es in den verschiedensten Kulturen auftritt. Er will erkennen, wie Kulturen sich ändern und voneinander differenzieren, durch welche Formen sie sich ausdrücken und welchen Einfluß die Bräuche eines Volkes auf das Leben des einzelnen haben.

Die Gewohnheiten eines Volkes sind im allgemeinen nicht als ein besonders wichtiger Forschungsgegenstand angesehen worden. Wir halten einzig und allein die inneren Vorgänge in unserem Gehirn einer Untersuchung würdig – aber «Gewohnheiten» – das ist unserer Meinung nach etwas zu «Gewöhnliches». Natürlich ist es gerade umgekehrt. Überlieferte Bräuche enthalten, wenn man die ganze Menschheit einbezieht, eine derartige Menge unterschiedlicher und dermaßen erstaunlicher Verhaltensweisen, wie sie eine Einzelperson niemals noch in ihren abwegigen Handlungen zum Ausdruck bringen könnte. Doch ist dies noch ein recht nebensächlicher Gesichtspunkt – das Allerwichtigste ist die überragende Rolle, die die Sitten und Gebräuche im täglichen Leben und im Glauben der Völker spielen, sowie die überaus großen Abweichungen, die dabei zum Ausdruck kommen können.

Das Erbgut des Kindes

Nie sieht der Mensch die Welt mit unvoreingenommenen Blicken. Er sieht sie immer mit den Augen eines Wesens, das von einem ganz

«Zu Anbeginn gab Gott
jedem Volk eine Schale,
eine tönernerne Trinkschale,
und aus dieser Schale
tranken sie ihr Leben.»

SPRICHWORT DER
DIGGER-INDIANER

bestimmten Bestand von Sitten und Einrichtungen und von bestimmten Denkweisen geprägt wurde. Nicht einmal in seinen philosophischen Gedankengängen kann er sich diesen Schablonen entziehen: seine Begriffe von Gut und Böse werden sich immer aus den ihm überlieferten Sitten herleiten. JOHN DEWEY hat allen Ernstes behauptet, daß die Rolle, die die überkommene Sitte bei der Herausbildung der Geisteshaltung des einzelnen spielt, zu allen Kräften, durch die diese Traditionsgebundenheit erschüttert werden kann, im gleichen Machtverhältnis stehe wie der gesamte Wortschatz unserer Muttersprache zu den paar Wörtern, welche wir aus unserer Kindersprache in den alltäglichen Sprachgebrauch innerhalb unserer Familie mitübernommen haben. Bei ernsthafter Beschäftigung mit Gesellschaftsordnungen, die Gelegenheit hatten, sich vollkommen selbständig und unbeeinflusst zu entwickeln, wird man diesen Tatbestand bestätigt finden. Die Lebensgeschichte des einzelnen ist in erster Linie eine Anpassung an die traditionsgemäßen Schemata und Standardbegriffe, welche die Gemeinschaft, innerhalb derer er lebt, überkommen hat. Vom Augenblick seiner Geburt an formen die Sitten, in die der Mensch hineingeboren ist, sein äußeres Auftreten und seine geistige Haltung. Sobald er sprechen kann, ist er der Kultur seiner Gemeinschaft auch schon untertan; wenn er erwachsen ist und an ihren Lebensäußerungen Anteil hat, dann sind die Gepflogenheiten innerhalb seiner kulturellen Sphäre auch die seinen, ist ihre Religion auch die seine, ist etwas, was in seinem Kulturkreis eine Unmöglichkeit darstellt, auch für ihn eine Unmöglichkeit. Jedes in seine Gruppe hineingeborene Kind wird wiederum den gleichen Anteil haben wie er, während ein anderes, das als Antipode auf die Welt kam, nichts davon bekommen wird. Es gibt kein soziales Problem, dessen Verständnis für uns wesentlicher wäre als die Rolle, die das Brauchtum spielt. Solange wir dessen Gesetze und Variationsmöglichkeiten nicht kennen, müssen uns auch alle die Faktoren, die das menschliche Leben so kompliziert machen, unverständlich bleiben.

Unsere falsche Perspektive

Das Studium der Sitten kann nur dann nutzbringend sein, wenn man sich einige grundlegende Lehrsätze zu eigen macht, von denen einige heftig umstritten sind. In erster Linie erfordert jegliches wissenschaftliche Studium, daß man jedem einzelnen Forschungsgegenstand innerhalb der zur Untersuchung erwählten Versuchsreihe die gleiche Bedeutung beimißt. Auf allen weniger umstrittenen Gebieten, wie z. B. der Forschung an Kakteen oder Termiten oder der Natur der Nebelflecke, pflegt man das vorhandene Material zu gruppieren und allen möglichen Varianten und Umweltbedingungen Rechnung zu tragen. Auf diese Art und Weise nämlich haben wir alles erfahren, was wir über die Gesetze der Astronomie oder über die Gepflogenheiten der geselliglebenden Insekten wissen. Nur in der Menschenkunde selbst haben die Hauptdisziplinen der Sozialwissenschaften das Studium einer einzelnen Lokalvariation, nämlich unserer abendländischen Zivilisation, ausschließlich bevorzugt.

Anthropologie war daher so lange ein Ding der Unmöglichkeit, als diese Unterscheidung zwischen uns und dem Primitiven, zwischen uns und dem Barbaren, zwischen uns und dem Heiden unser Denkbild in seinem Banne hielt. Wir mußten uns erst soweit von diesem uralten Trugbild losmachen, daß wir nicht mehr unwillkürlich unsere Religion dem Aberglauben unserer Mitmenschen entgegensetzten. Wir mußten erst die Tatsache anerkennen, daß Ordnungen, die gemeinsame Ausgangspunkte – sagen wir hier: das Übernatürliche – haben, auch miteinander betrachtet werden müssen, also auch die unseren zusammen mit den anderen.

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam dieses Elementarerfordernis der Anthropologie auch nicht dem hellsten Kopf in unserer westlichen Kultursphäre zum Bewußtsein. Der Mensch hat durch seine ganze Geschichte hindurch *seine* Einzigartigkeit wie ein Stück seiner Würde verfochten. Zu KOPERNIKUS' Zeiten war dieser Anspruch dermaßen übersteigert, daß man sogar die Erde, auf der wir leben, mit einbezog, und das 14. Jahrhundert kämpfte leidenschaftlich gegen eine Einfügung unseres Planeten an untergeordneter Stelle im Sonnensystem. Nachdem man schließlich dem Gegner das <Sonnensystem> hatte zugestehen müssen, stritt man noch zu DARWINS Zeiten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für die Einmaligkeit der Seele, dieses unerforschlichen Attributs, das dem Menschen von Gott mit solcher Ausschließlichkeit verliehen war, daß es seine Abstammung aus dem Tierreich widerlegte.

Keine Lücke in der Beweisführung, keinerlei Zweifel bezüglich der Natur dieser <Seele>, nicht einmal die Tatsache, daß das 19. Jahrhundert gar nicht daran dachte, seine Bruderschaft auch mit irgendeiner Gruppe von Fremden zu verteidigen – das alles zählte gar nicht gegenüber der ungeheuren Aufregung darüber, daß einer es auch nur wagte, mit der Entwicklungslehre gegen die Idee von der Einzigartigkeit des Menschen anzutreten.

Wir können gut und gern beide Schlachten als gewonnen ansehen – wenn vielleicht jetzt noch nicht ganz, dann zum mindesten bald; der Kampf ist dafür an einer anderen Stelle um so schärfer entbrannt. Wir sind jetzt willens, zuzugeben, daß die Umdrehung der Erde um die Sonne, die Abstammung des Menschen aus dem Tierreich mit der Einmaligkeit unserer menschlichen Errungenschaften nicht das geringste zu tun haben. Wenn wir einen aus Myriaden von Sonnensystemen willkürlich herausgegriffenen Planeten bewohnen – um so größer ist unser Ruhm; und wenn alle die so schlecht zueinander passenden Menschenrassen auf Grund ihrer Entwicklung aus dem Tier zusammgehören – um so krasser sind die nachweislichen Unterschiede zwischen uns selbst und den anderen, und um so bemerkenswerter ist die Einmaligkeit unserer Einrichtungen.

Unsere Errungenschaften, *unsere* Einrichtungen sind einzigartig; sie gehören einer anderen Sphäre an als die der niederen Rassen und müssen um jeden Preis aufrechterhalten bleiben. Gleichgültig, ob es nun eine Frage des Imperialismus oder rassischer Vorurteile ist oder ob es sich um einen Vergleich von Christentum und

«Heidentum» handelt – wir sind immer noch befangen in der Einmaligkeit – nicht etwa der menschlichen Satzung auf der Welt überhaupt, denn das hat noch niemand bestritten – sondern *unserer* Satzungen, *unserer* Errungenschaften, *unserer* Zivilisation.

Verwechslung von örtlichem Brauch mit menschlicher Natur

Die westliche Kultur hat dank zufälliger günstiger geschichtlicher Umstände eine weitere Verbreitung erfahren als irgendeine andere bis heute bekannte. Fast auf dem ganzen Erdball steht sie als Muster da, und wir haben uns aus diesem Grunde zu dem Glauben an eine Einheitlichkeit des menschlichen Verhaltens verleiten lassen, wozu unter anderen Umständen kein Grund vorhanden gewesen wäre. Sogar sehr primitive Völker sind sich manchmal der Rolle, welche kulturellen Charakterzügen zukommt, weit mehr bewußt als wir, und das mit gutem Grund. Sie haben nämlich ihre eigenen Erfahrungen mit andersartigen Kulturen gemacht. Sie haben ihre eigene Religion, ihr Wirtschaftssystem, ihre Eheverbote vor denen der Weißen dahinschwinden sehen. Sie haben die eine Kultur abgelegt und eine andere übernommen – oft ohne diese zu verstehen –, aber dessen sind sie sich doch bewußt, daß es verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten des menschlichen Lebens gibt. Ganz nach der Art und Weise des Anthropologen erblicken sie oftmals in seiner kommerziellen Wettbewerbsfähigkeit oder in seiner Art der Kriegführung dominierende Charakterzüge des Weißen.

Der Weiße hat ganz andere Erfahrungen gemacht. Er hat möglicherweise noch nie Vertreter einer anderen Kultursphäre gesehen – abgesehen von bereits europäisierten. Wenn er viel gereist ist, dann ist er vielleicht um die ganze Welt herumgekommen, ohne jemals anderswo als in einem Luxushotel übernachtet zu haben. Er weiß kaum etwas von Lebensauffassungen, die von der seinen verschieden sind. Die Einheitlichkeit von Sitten, Gebräuchen und Auffassungen, die er überall sieht, erscheint ihm überzeugend genug und verbirgt vor ihm die Tatsache, daß es sich hier nur um einen geschichtlichen Zufall handelt. Ohne weiteres setzt er daher die menschliche Natur mit seinem eigenen Kulturbegriff gleich.

Die weltweite Verbreitung der Zivilisation der weißen Rasse ist jedoch nicht einmalig in der Geschichte. Die polynesishe Gruppe hat sich in verhältnismäßig neuerer Zeit von Ontong-Java bis zur Osterinsel, von Hawaii bis Neuseeland verbreitet und die dem Bantusprachstamm angehörigen Völker von der Sahara bis nach Südafrika. Aber in keinem dieser Fälle sehen wir in diesen Völkern mehr als nur eine über ihren ursprünglichen Bereich hinausgewachsene lokale Spielart der Spezies *homo sapiens*. Der westlichen Zivilisation standen für ihre immense Ausbreitung alle Erfindungen im Verkehrswesen, alle ihre weltumspannenden kommerziellen Einrichtungen zu Gebote, und es ist, geschichtlich gesehen, leicht zu begreifen, wie es dazu kam.

Unsere Voreingenommenheit gegenüber anderen Kulturen

Die psychologischen Folgen dieser Verbreitung der Kultur der Weißen waren unvergleichlich bedeutungsvoller als die materiellen. Diese weltweite Verbreitung *unserer* Kultur hat uns davor bewahrt – und zwar in einem Ausmaß, wie die Menschheit noch nie davor bewahrt worden ist –, uns mit den Kulturen anderer Völker ernsthaft befassen zu müssen; sie hat unserer Kultur eine schwerwiegende Universalität verliehen, die wir seit langem nicht mehr als geschichtlich bedingt erkennen, sondern als notwendig und unumgänglich ansehen. Wir nehmen die in unserer Zivilisation bestehende Abhängigkeit vom wirtschaftlichen Wettbewerb als Beweis dafür, daß *sie* der einzig sichere Grund ist, auf dem sich die menschliche Natur bewegen kann. Wir fassen die Lebensäußerungen unserer Kinder, so wie sie von unserer Zivilisation geformt und in Kinderkliniken genauestens registriert sind, als *die* kindliche Psychologie überhaupt auf und als *die* Art und Weise, wie sich das Lebewesen «Mensch» in seiner Kindheit einfach benehmen *muß*! Es bleibt sich gleich, ob dafür unsere Ethik oder unsere Familienorganisation verantwortlich zu machen ist. Wir halten daran fest, daß alle uns vertrauten Beweggründe zwingend seien, und wir versuchen stets, unser eigenes Verhalten mit dem Verhalten schlechthin, unsere eigene Beschaffenheit mit der Beschaffenheit *des* Menschen zu identifizieren.

Kein Mensch der Jetztzeit wird diese Behauptung bewußt zur Richtschnur seines Denkens und seines äußeren Benehmens machen, aber sie leitet sich her aus einer Unterscheidung, die – wie man aus ihrer allgemeinen Verbreitung unter Primitivvölkern schließen kann – zu den ältesten der Welt gehört: aus der Unterscheidung zwischen «meiner» (in sich geschlossenen) Gruppe und den «Fremden».

Sämtliche Primitivvölker stimmen überein in der Anerkennung der Gruppe der «Anderen», auf welche nicht nur die Bestimmungen des Sittenkodex der eigenen Gruppe nicht zutreffen, sondern die man ganz summarisch einfach nicht mehr als Menschen ansieht. Eine große Anzahl von allgemein gebräuchlichen Stammes- und Gruppennamen, wie Zuñi, Dene, Kiowa und all die vielen anderen Selbstbezeichnungen primitiver Stämme bedeuten in deren Sprache einfach «Menschen» – und das sind nur sie selbst! Was außerhalb ihrer Stammesgruppe lebt, sind keine Menschen! Und das trotz der Tatsache, daß, objektiv betrachtet, jeder dieser Stämme inmitten anderer Völker lebt, welchen das gleiche Kunstempfinden innewohnt, welche die gleichen materiellen Güter, die gleichen ausgefeilten Praktiken besitzen, also alles, was sich aus einem beständigen Nehmen und Geben geistiger Güter zwischen benachbarten Völkern ergeben hat.

Der primitive Mensch hat niemals die Welt als Ganzes und die Menschheit als zusammengehörig angesehen, niemals sich mit seinesgleichen als einer Spezies angehörig verbunden gefühlt. Von Anfang an war er Partikularist inmitten unübersteigbarer Grenzwälle. Ob es sich nun um eine Heirat handelte oder um die Wahl eines Häuptlings – die erste und wichtigste Unterscheidung war die zwischen

seiner eigenen, örtlich begrenzten Gruppe und den anderen jenseits der Grenzpfähle. Seine eigene Gruppe und ihre eigene Lebensauffassung waren das einzig Wahre.

Genau so hat der Mensch der Jetztzeit, der einen Unterschied macht zwischen seinem, dem «ausgewählten Volke» und den Ausländern, von denen nur Gefahr droht – obwohl es sich dabei nur um verschiedene Gruppen innerhalb seines eigenen Kulturkreises handelt, welche genetisch und kulturell genau so miteinander verknüpft sind wie die einzelnen Stämme im australischen Busch – eine unendliche, ununterbrochene Reihe geschichtlicher Zusammenhänge als Rechtfertigung für diese seine Geisteshaltung zur Verfügung. Die Pygmäen erheben allerdings genau den gleichen Anspruch! Es ist recht unwahrscheinlich, daß wir uns eines so fundamentalen Grundzuges unserer Einstellung ohne weiteres entledigen werden, aber wir können zum mindesten lernen, seine geschichtliche Entwicklung und seine zahllosen Auswirkungen zu erkennen.

Eine dieser Auswirkungen – die oft als primär bezeichnet und eher religiösem Eifer als diesem allgemeinen Provinzialismus zugeschrieben wird – ist die Haltung, die von den westlichen Zivilisationen auf religiösem Gebiet eingenommen wurde, solange, als dort der Religion noch tatkräftiges Leben innewohnt! Der Unterschied zwischen einer einheitlichen Gruppe und den «Anderen» wird, aufs religiöse Gebiet übertragen, zum Unterschied zwischen den Anhängern des «wahren Glaubens» und den «Heiden». Diese beiden Kategorien hatten jahrhundertlang nichts Gemeinsames miteinander. Keine Idee oder Institution der einen Gruppe galt etwas bei der anderen. Vielmehr sah man alle Einrichtungen als in striktem Gegensatz zueinander stehend an, je nachdem, ob sie der einen oder der anderen der sich oft nur in ganz geringem Maße von einander unterscheidenden Religionen angehörten. Auf der einen Seite handelte es sich um die «Göttliche Wahrheit» und um die «Gläubigen», um «Offenbarung» und um «Gott», auf der anderen Seite dafür um zum ewigen Tod führende Irrtümer, um Märchen, um ewig Verdammte und um Teufel. Einen Ausgleich zwischen den einander feindlichen Einstellungen der beiden Gruppen gab es nicht und daher auch keine Möglichkeit, das Wesen der Religion, dieses wichtigen Ausdrucks des Menschseins, durch objektive Betrachtung gegebener Tatsachen zu erfassen.

Rassistische Vorurteile

Wir empfinden mit Recht unsere Überlegenheit beim Lesen einer solchen Beschreibung der religiösen Standardhaltung. Wenigstens von diesem absurden Zustand haben wir uns losgemacht und mit dem vergleichenden Studium der Religionen begonnen. Aber wenn wir bedenken, welche Ausmaße eine ähnliche Einstellung beispielsweise in der Form von rassistischen Vorurteilen in unserer Zivilisation angenommen hat, so können wir immerhin etwas im Zweifel sein, ob unsere Aufgeklärtheit in Religionsfragen auf die Tatsache zurück-

zuführen ist, daß wir über die Naivität unserer Kinderzeit hinausgewachsen sind, oder nicht vielmehr darauf, daß die Daseinssphäre, in der heutzutage entscheidende Schlachten geschlagen werden, nicht mehr die Religion ist. In den wirklichen Kernfragen, die unsere Zivilisation heute bewegen, sind wir anscheinend noch weit entfernt von dieser Unvoreingenommenheit, die wir auf dem Gebiet der Religion gewonnen haben.

Ein weiterer Umstand hat die ernsthafte Sittenforschung zu einer etwas verspäteten und oft recht zaghaft verfolgten Wissenschaft gemacht. Und dieser Umstand stellt ein weit schwerer zu überwindendes Hindernis dar als das eben besprochene. Die Sitten haben deswegen die Aufmerksamkeit der Sozialtheoretiker nicht auf sich gelenkt, weil sie die eigentliche Grundsubstanz ihres eigenen Denkens darstellten. Sie waren die Brille, ohne die sie überhaupt nicht sehen konnten. Gerade in dem Maße, in dem sie die Basis ihres Denkens waren, standen sie außerhalb ihres Denkens. Diese Blindheit ist durchaus nicht erstaunlich. Wenn ein Wissenschaftler umfangreiches Material für eine Arbeit über internationales Kreditwesen, über den Lernprozeß oder über den Narzißmus als Faktor bei Psychoneurosen zusammengetragen hat, dann ist es dieses Material, mit dem der Nationalökonom, der Psychologe oder der Psychiater arbeitet. Für ihn fällt die Tatsache, daß es auch noch andere Sozialsysteme gibt, in denen eventuell alle diese Faktoren ganz anders angeordnet sind, überhaupt nicht ins Gewicht; er rechnet also gar nicht mit anders gearteten kulturellen Bedingungen. Er sieht, daß der Einzelzug, den er untersucht, sich in bekannter und bestimmter Weise äußert, und deutet diese Äußerungen als die einzig möglichen, weil sie ja das ganze Material darstellen, mit dem er zu rechnen hat. Er identifiziert lokale Erscheinungen aus den 30er Jahren unseres Jahrhunderts mit der menschlichen Natur und die Beschreibung dieser Erscheinungen mit Nationalökonomie oder Psychologie. In der Praxis macht das oft gar nichts aus. Unsere Kinder müssen gemäß unserer pädagogischen Tradition erzogen werden, und das Studium des Lernvorgangs in unseren Schulen ist von allergrößter Wichtigkeit. In gleicher Weise ist das Achselzucken berechtigt, mit dem wir oft eine Diskussion über andere Wirtschaftssysteme aufnehmen. Schließlich und endlich untersteht ja unser Leben dem Moralkodex unserer eigenen Kultur!

Das trifft zu, und die Tatsache, daß man die Verschiedenheiten der Kulturerscheinungen am besten aus größerer zeitlicher Entfernung untersuchen kann, dient unserer Gleichgültigkeit zum Vorwand. Aber es ist nur die Begrenztheit des geschichtlichen Materials, die uns daran hindert, in höherem Maße Beispiele aus einer Folge von Kulturepochen heranzuziehen. Über diesen Wechsel innerhalb einer Kultur können wir uns nicht hinwegsetzen, wenn wir es auch wollten. Wir brauchen ja nur über eine einzige Generation hinweg rückzuschauen, um zu sehen, in welchem Ausmaße seitdem Umwertungen stattgefunden haben, manche sogar im Bereiche unseres eigenen Fühlens und Denkens. Soweit diese Umwertungen sich im Verborgenen

nen abspielten, können wir bei einer Rückschau nur deren Auswirkungen erkennen. Hätten wir nicht eine Abneigung dagegen, kulturelle Veränderungen innerhalb unserer Sphäre zu akzeptieren, ehe sie uns aufgezwungen werden, wäre es für uns durchaus nicht unmöglich, eine verständnisvollere und gleichzeitig richtungweisende Haltung einzunehmen. Dieses Widerstreben ist zu einem großen Teile auf unser Mißverstehen kultureller Gewohnheiten zurückzuführen, ganz besonders aber auf eine übertriebene Wertschätzung derjenigen, welche zufällig unserem Volke und unserem Zeitalter angehören. Ein klein wenig Vertrautsein mit anderen Anschauungen und die Erkenntnis, wie verschieden diese sein können, würde schon viel zu einer wirklich rationalen Gesellschaftsordnung beitragen.

Die nähere Beschäftigung mit Kulturen, die von der unseren verschieden sind, ist auch in anderer Beziehung für unser Denken und Verhalten wichtig. Die Neuzeit hat viele Kulturen in enge Berührung miteinander gebracht, und die Reaktion darauf hieß Nationalismus und Rassendünkel. Es hat niemals eine Zeit gegeben, in der die Zivilisation dringender Menschen gebraucht hätte, die wirkliches Kulturbewußtsein besitzen und die gesellschaftlich bedingte Geisteshaltung anderer Völker objektiv und ohne Angst und Tadelsucht betrachten können.

Die einzig mögliche Lösung für den aus der Berührung von verschiedenen Rassen und Nationalitäten entstandenen Zwiespalt heißt nicht: Verachtung. Diese Lösung wäre nicht einmal wissenschaftlich fundiert. Die traditionelle angelsächsische Intoleranz ist eine örtlich und zeitlich begrenzte Kulturerscheinung wie irgendeine andere auch. Nicht einmal bei einem blutsmäßig und kulturell so nahe verwandten Volke wie den Spaniern ist sie aufgetreten, und die rassischen Vorurteile in den spanisch besiedelten Ländern und in denjenigen, welche von Großbritannien und den Vereinigten Staaten beherrscht werden, sind voneinander vollkommen verschieden. Bei uns handelt es sich offensichtlich nicht um eine gegen die Blutsvermischung biologisch sehr verschiedener Rassen gerichtete Unduldsamkeit, denn gelegentlich stieg die Erregung gegen die irischen Katholiken in Boston oder die Italiener in den Industriestädten der Neuenglandstaaten genau so hoch wie gegen die Ostasiaten in Kalifornien. Es ist dies die alte Zweiteilung in Angehörige «unserer» Gruppe und «Andere». Wenn *wir* uns in diesen Bahnen bewegen, dann haben wir weit weniger Entschuldigungsgründe für unser Verhalten als irgendwelche Primitivstämme. Wir sind in der Welt herumgekommen, wir brüsten uns mit unserer Gelehrsamkeit – aber wir haben die Relativität kultureller Begriffe nicht erfaßt; uns geht daher viel Genuß und Freude in unseren menschlichen Beziehungen mit Völkern anderen Kultur-niveaus verloren, und unser Verkehr mit ihnen ermangelt des Vertrauens.

Die Erkenntnis, daß rassische Vorurteile auf kultureller Basis entstehen, ist eine unumgängliche Notwendigkeit für unsere jetzige westliche Kultur. Wir sind schon so weit gekommen, daß uns rassische Vorurteile von den Iren, unseren Blutsverwandten, trennen,

daß Norweger und Schweden von ihrer gegenseitigen Feindschaft reden, als wären sie verschiedenen Blutes. Die sogenannte Rassengrenze muß notwendigerweise in einem Kriege, in dem sich Frankreich und Deutschland als Gegner gegenüberstehen, die Badenser und die Elsässer voneinander trennen, die doch beide somatisch der alpinen Untergruppe angehören. In einer Zeit unaufhörlicher Bevölkerungsumschichtungen und Mischehen zwischen allen nur denkbaren Elementen der Gemeinschaft predigen *wir*, ohne uns dessen zu schämen, das Evangelium von der «Rassenreinheit».

Der Mensch durch die Sitte geformt, nicht durch den Instinkt

Darauf hat die Anthropologie zwei Entgegnungen. Die erste bezieht sich auf das Wesen der Kultur und die zweite auf die Erbmasse. Die Entgegnung, die das Wesen der Kultur betrifft, führt uns zurück zu vormenschlichen Gesellschaften. Es gibt Gesellschaften, bei denen die Natur durch biologische Mechanismen dafür sorgt, daß auch die unbedeutendsten Verhaltensformen sich immer wiederholen. Aber das sind nicht menschliche Gesellschaften, sondern die der gesellig lebenden Insekten. Die Ameisenkönigin wird, in einen anderen Bau gebracht, dort auf genau die gleiche Weise für das Fortleben der Spezies sorgen und genau die gleiche Königinnenzelle anlegen. Die gesellig lebenden Insekten versinnbildlichen die Natur in einer Laune, in welcher sie keinerlei Risiko eingehen wollte. Sie hat die Form der ganzen Gesellschaftsstruktur in den Instinkt der Ameise mit eingebaut. Daß durch die Isolierung einer Ameise von ihrer Gruppe die Klasseneinteilung des Ameisenstaates oder ihr bei der «Pilzzucht» angewandtes Verfahren verlorengeht, oder daß die Nachkommen dieser einen Ameise nicht genau wieder die gleiche Form der Antennen oder des Hinterleibes haben werden, ist unmöglich.

Sei dies nun von Vorteil oder nicht – beim Menschen ist es gerade umgekehrt. In seiner Keimzelle ist nichts von seiner Gesellschaftsordnung, seiner Sprache oder seiner Religion enthalten. In Europa wurden in früheren Jahrhunderten gelegentlich Kinder aufgefunden, welche ausgesetzt worden und fern von anderen menschlichen Wesen in Wäldern aufgewachsen waren: sie glichen sich alle in einem solchen Ausmaße, daß LINNÉ sie als besondere Spezies, den *homo ferus*, klassifizierte, in der Annahme, sie seien eine Art von Zwergen, die man eben nur ganz selten antreffe. Er konnte nicht begreifen, daß diese stumpfsinnigen Gestalten als Menschen geboren waren, diese Geschöpfe, welche keinerlei Interesse an dem zeigten, was um sie herum vor sich ging, die den Körper taktmäßig hin und her wiegten wie ein wildes Tier im Zoo, deren Sprech- und Hörorgane kaum soweit geschult werden konnten, daß sie ihren Dienst verrichteten, die, nur in Lumpen gehüllt, Eiseskälte überstanden und, ohne irgendwelches Unbehagen zu zeigen, Kartoffeln aus kochendem Wasser herausholten. Natürlich handelte es sich um in frühester Kindheit ausgesetzte Kinder, und was ihnen fehlte, war der Kontakt mit Menschen,

durch den allein die Fähigkeiten des Menschen entwickelt und geformt werden.

In unserem humaneren Zeitalter gibt es keine in der Wildnis aufgewachsenen Kinder mehr, aber in jedem Falle von Adoptierung eines Kindes durch Angehörige einer anderen Rasse und Kultur kann man das gleiche beweisen. Ein aus dem Orient stammendes Kind, welches von einer Familie bei uns aufgenommen wird, lernt Englisch, nimmt seinen Adoptiveltern gegenüber die gleiche Haltung ein wie seine Spielgefährten gegenüber ihren Eltern und wählt sich später einen Beruf gleich denen, die seine Spielkameraden einst wählen werden. Der ganze Komplex der Kulturäußerungen seiner Umwelt wird auch sein geistiges Eigentum, wobei der seiner wirklichen Eltern keine Rolle spielt. Der gleiche Prozeß in großem Maßstabe vollzieht sich, wenn ganze Völker innerhalb einiger Generationen ihre Kulturüberlieferung gegen die einer fremden Gruppe eintauschen. Die Kultur des amerikanischen Negers in den Städten des Nordens ist bis auf Kleinigkeiten wesensgleich mit der der Weißen am gleichen Orte. Als vor einigen Jahren die Kultur der Neger in Harlem untersucht wurde, stellte man fest, daß die Neger eine eigentümliche Vorliebe dafür haben, auf die letzten drei Ziffern des Börsenumsatzes des nächsten Tages zu wetten. Dies war zum mindesten weniger kostspielig als die dementsprechende Vorliebe der Weißen für das Hasardspiel mit den Börsenpapieren selbst und war doch etwas ebenso Aufregendes und ebenso Unsicheres. Es war eine leichte Variante des weißen Vorbildes mit ganz geringen Abweichungen. Die meisten Züge des Lebens in Harlem zeigen noch größere Ähnlichkeit mit den in Kreisen der Weißen üblichen Formen. Überall auf der ganzen Welt können wir seit Beginn der Menschheitsgeschichte Beispiele dafür aufzeigen, daß Völker imstande waren, die Kultur von Völkern anderer Blutes zu übernehmen. Die biologische Struktur des Menschen enthält nichts, was dem Schwierigkeiten entgegenzusetzen könnte. Die biologische Konstitution zwingt den Menschen nicht zum ängstlichen Festhalten an einer bestimmten, bis ins Kleinste vorgeschriebenen Lebensweise. Die sehr verschiedenen Lösungen, welche die Menschheit in den verschiedensten Kulturen beispielsweise für den Geschlechtsverkehr oder den Handelsverkehr ausgetüftelt hat, sind alle auf Grund der natürlichen Anlagen des Menschen in gleicher Weise möglich. Die Kultur ist nicht biologisch bedingt.

Was an von der Natur garantierter Sicherheit verloren gegangen ist, wird durch den Vorteil größerer Bildsamkeit wieder wettgemacht. Das Lebewesen Mensch hat sich nicht wie der Bär ein Haarkleid angezüchtet, um sich im Verlauf vieler Generationen allmählich den klimatischen Verhältnissen der Arktis anzupassen; es hat gelernt, sich eine Bekleidung zusammenzunähen und sich ein Iglu zu bauen. Nach allem, was wir von der Geschichte der Entwicklung der Intelligenz sowohl in der vormenschlichen als auch in der menschlichen Gesellschaft erfahren können, war diese Anpassungsfähigkeit der menschlichen Natur der Boden, dem der menschliche Fortschritt entsproß, in dem er Wurzel schlug und sich auch erhalten hat. Zur Zeit

der Mammuts entstand eine Tierspezies nach der anderen, ohne Anpassungsfähigkeit zu besitzen, trieb üppige Blüten – und starb aus, zugrunde gerichtet eben durch die Überentwicklung derjenigen Eigenschaften, welche sie biologisch entwickelt hatte, um sich den Umweltbedingungen anzupassen. Die Raubtiere und schließlich die höheren Affen kamen langsam dazu, sich auf etwas anderes als rein biologische Anpassung zu verlassen; die dadurch einsetzende erhöhte Bildsamkeit bildete dann allmählich die Grundlage für die Entwicklung der Intelligenz. Es wird oft auf die Möglichkeit hingewiesen, daß die Menschheit sich einstmals infolge der auf die Spitze getriebenen Entwicklung des Verstandes gegenseitig vernichten werde. Aber noch niemand hat ein Mittel vorgeschlagen, mit Hilfe dessen wir zu dem biologischen Mechanismus der gesellig lebenden Insekten zurückkehren könnten. Wir haben keine Alternative. Das menschliche Kulturerbe ist eben nicht auf biologischem Wege weitergegeben worden.

Daraus folgt für die Jetztzeit, daß die Behauptung, wir könnten unsere geistigen und kulturellen Errungenschaften auf ausgesuchte, vererbare Keimzellen übertragen, jeglicher Grundlage entbehrt. In unserer westlichen Kultursphäre ist die führende Stellung der Reihe nach in verschiedenen Perioden auf die semitischsprechenden Völker, auf die Hamiten, die mediterrane Untergruppe der weißen Rasse und schließlich auf die nordische Rasse übergegangen. Es besteht kein Zweifel hinsichtlich der kulturellen Stetigkeit der Zivilisation – gleichgültig, wer deren augenblicklicher Träger ist. Wir müssen alle Komplikationen, die aus unserem menschlichen Erbteil resultieren, auf uns nehmen. Und dabei ist es wichtig, zu erkennen, welche kleine Rolle das biologische überlieferte Verhalten und welche große Rolle die kulturelle Überlieferung spielt.

«Rassenreinheit» – ein Trugbild

Die zweite Erwiderung der Anthropologie auf die Behauptung der Rassenfanatiker betrifft die Natur der Vererbung. Der Rassenfanatiker ist das Opfer eines Mythos. Wir wissen in groben Zügen, was Vererbung vom Vater auf den Sohn bedeutet. Innerhalb des Bereichs der Familie ist die Vererbung von ungeheurer Wichtigkeit, aber auch nur hier. Was darüber hinausgeht, ist Sage. In kleinen, ausgeglichenen Gemeinschaften wie einem Eskimodorfe halten sich «rassische Vererbung» und die Vererbung vom Elternteil auf das Kind praktisch die Waage, und die rassische Vererbung hat daher etwas zu bedeuten. Dem gleichen Begriff fehlt, wenn er auf über ein großes Gebiet verteilte Gruppen, also beispielsweise die nordischen Völker, bezogen wird, jegliche Grundlage. Zunächst einmal haben die nordischen Völker gewisse Grundzüge mit den alpinen oder mediterranen Völkern gemeinsam. Jede Analyse des Körperbaus der europäischen Bevölkerung zeigt Überschneidungen; im dunkelhäutigen brünetten Schweden kommen Familien-Merkmale zum Ausdruck, deren eigentliche Vertreter weiter südlich konzentriert sind. Seine Erbmasse, soweit sie sich auf Physisches bezieht, ist eine rein familiäre Angelegenheit,

die nicht auf Schweden beschränkt ist. Wir wissen nicht, wie weit die Verschiedenheit physischer Typen ohne Vermischung gehen kann. Wir wissen, daß Inzucht einen Lokaltypus herausbildet. Aber das kommt im Bereich unserer kosmopolitischen weißen Zivilisation kaum vor, und wenn «rassisches Erbgut» ins Treffen geführt wird, um – wie es meistens geschieht – eine Anzahl von Individuen in ungefähr gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen, ziemlich gleichen Bildungsstandes und Leser der gleichen Zeitungen, unter einen Hut zu bringen, so ist eine solche Gruppe nichts anderes als eine andere Fassung des Begriffes «wir» und die «Anderen» und hat mit der tatsächlichen biologischen Geschlossenheit der Gruppe nichts zu tun.

Was in Wirklichkeit die Menschen aneinander kettet, ist ihre Kultur – die Ideen und Standardbegriffe, die ihnen gemeinsam sind. Wenn eine Nation, anstatt sich die blutmäßige Erbmasse als Symbol auszuwählen und ein Schlagwort daraus zu machen, ihre Aufmerksamkeit mehr der Kultur zuwenden würde, die ihre verschiedenen völkischen Bestandteile eint, dann würde sie realistisches Denken an die Stelle eines gefährlichen, weil irreführenden Symbolismus setzen.

Grund für das Studium an primitiven Völkern

Kenntnis der Kulturformen ist Voraussetzung für die Sozialwissenschaften, und eben mit diesem Kulturproblem befaßt sich das vorliegende Buch.

Wie wir eben gesehen haben, ist körperliche Gestalt oder Rasse wohl von Kultur zu trennen; für die Zwecke, die wir hier verfolgen, kann sie, von einigen wenigen Punkten abgesehen, wo sie aus bestimmten Gründen Bedeutung erlangt, außer acht gelassen werden. Das Haupterfordernis für eine Erörterung von kulturellen Momenten ist, daß diese Erörterung von einer großen Auswahl möglicher Kulturformen ausgeht. Nur vermittelt solcher Tatsachen können wir möglicherweise unterscheiden zwischen denjenigen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, welche kulturell bedingt sind, und jenen, welche Gemeinbesitz der Menschheit darstellen und – soweit wir es beurteilen können – für die Menschheit unumgänglich sind. Wir können weder durch eingehende Prüfung noch durch bloße Beobachtung nur einer menschlichen Gesellschaft in Erfahrung bringen, welche Haltung «instinktiv», also organisch bedingt ist. Um irgendein Verhalten als instinktiv ansprechen zu können, ist viel mehr erforderlich als nur der Beweis seiner unwillkürlichen Natur. Die auf kulturellen Voraussetzungen beruhende zwangsläufige Reaktion ist ebenso unwillkürlich wie die organisch bedingte, und es sind die kulturell bedingten Reaktionen, welche den Hauptteil unserer mannigfaltigen unwillkürlichen Verhaltensweisen ausmachen.

Das instruktivste Material für eine Betrachtung von kulturellen Formen und Prozessen ist daher stets solches über Gemeinschaften, die sowohl mit der unseren als auch untereinander möglichst wenig historische Beziehungen haben. Bei dem allumfassenden Netz ge-

schichtlicher Berührungen, welches die großen Zivilisationen über riesige Flächen verbreitet hat, stellen heutzutage Primitivkulturen die einzige Quelle dar, aus der wir schöpfen können. Sie sind das Laboratorium, in dem wir die Verschiedenheiten menschlicher Einrichtungen studieren können. Dank der verhältnismäßigen Abgeschlossenheit konnten viele Primitivvölker jahrhundertlang die kulturellen Grundgedanken, die sie sich zu eigen gemacht hatten, ausarbeiten und weiterentwickeln und uns so griffbares Informationsmaterial über die möglichen Varianten menschlicher Ordnungen, deren kritische Prüfung für jegliches Verständnis kultureller Prozesse unerlässlich ist, liefern.

Diese Forschungsstätte hat noch einen weiteren Vorteil: Die Probleme bieten sich in weit einfacherer Form dar als in den großen abendländischen Zivilisationen. Durch die Erfindungen, welche auf die Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs abzielen, wie Überseekabel, Rundfunk, Telephon, durch jene, welche dem gesprochenen Wort durch den Druck Weiterbestehen und weltweite Verbreitung sichern, durch die Entwicklung miteinander im Wettbewerb stehender Berufsgruppen, Kulte, Klassen und deren Standardisierung ist die moderne Zivilisation zu verwickelt geworden für eine hinreichende Analyse – man müßte sie denn zu diesem Zwecke in kleine, unnatürliche Bruchstücke aufteilen. Diese Teilanalysen wiederum wären unzureichend, weil dabei zu viele von außen wirkende Kräfte unberücksichtigt bleiben müßten. Eine genaue Überprüfung irgendeiner dieser Gruppen muß sich zwangsläufig auch auf Angehörige anderer, heterogener Gruppen mit anderen Standardbegriffen, anderen Gesellschaftszielen, anderen Familienverhältnissen, anderen Moralbegriffen erstrecken. Die Wechselbeziehungen zwischen diesen verschiedenen Gruppen sind zu kompliziert, als daß man sie im Detail auswerten könnte. In der Primitivgesellschaft ist die Kulturtradition noch einfach genug, um jedem Erwachsenen geläufig und stets gegenwärtig zu sein, und die Sitten und Moralbegriffe richten sich alle nach *einem* allgemein gültigen Standard. So ist es möglich, in dieser «einfachen» Atmosphäre die Wechselbeziehungen von Kulturzügen zu erforschen, und zwar in einer Weise, welche in den Gegenströmungen unserer komplizierten Zivilisation unmöglich wäre.

Keiner dieser Gründe für eine Betonung der Wichtigkeit der Primitivkulturen hat mit der klassischen Art der Auswertung dieses Materials auch nur das geringste zu tun. Diese Auswertung bezog sich auf eine Rekonstruktion des Urzustandes. Anthropologen früherer Zeiten versuchten, sämtliche Wesenszüge verschiedener Kulturen in einer von evolutionären Gesichtspunkten abhängigen Stufenreihe von den ersten Frühformen bis zur letzten Entwicklungsstufe in der westlichen Zivilisation anzuordnen. Es liegt aber kein Grund vor für die Annahme, daß wir durch eine Untersuchung der Religionen der Australneger an Stelle der unseren eher auf die Ur-Religion stoßen könnten oder daß wir durch das Studium der Gesellschaftsorganisation der Irokesen zu den Ehesitten der ersten Ahnen der Menschheit zurückfinden würden.

Da wir gezwungen sind, zu glauben, daß die Menschenrasse eine einzige Spezies darstelle, müssen wir folgern, daß der Mensch überall auch eine gleichlange Geschichte hinter sich hat. Einige Primitivstämme mögen sich relativ enger an die Urformen menschlichen Denkens gehalten haben als zivilisierte Völker, aber dies kann nur relativ sein und unsere Vermutung ebensogut falsch wie auch richtig. Die Gleichsetzung irgendeines jetzt gültigen Brauches bei einem Primitivstamm mit dem Urtyp ist nicht gerechtfertigt. Es gibt nur ein Mittel, durch das wir zu einer annähernden Kenntnis dieser Frühzeit gelangen können, nämlich durch das Studium der Verteilung der wenigen Grundzüge, welche in der menschlichen Gesellschaft allgemeine oder fast allgemeine Verbreitung genießen. Mehrere davon sind allgemein bekannt. Hinsichtlich des Animismus¹ und der exogamen Ehebeschränkungen besteht allgemeine Einigkeit, weniger hinsichtlich der so verschiedenartigen Anschauungen über die menschliche Seele und das Leben nach dem Tode. Und doch kann man derartige beinahe universelle Anschauungen mit Recht als uralten Besitz der Menschheit ansehen. Dies ist kein vollwertiger Ersatz für ihre Einstufung als «biologisch bedingt», denn es kann sich hier um sehr frühe Erfindungen des *homo sapiens* handeln, um «Kindheitserrungenschaften», welche zum Fundament aller menschlichen Denkens geworden sind. Schließlich und endlich können sie ebensogut gesellschaftlich bedingt sein wie irgendein anderer örtlicher Brauch auch, sind aber seit langer Zeit zum automatisch wirkenden, bestimmenden Faktor der menschlichen Geisteshaltung geworden. Sie sind althergebracht und universell. All dieses macht jedoch aus den Formen, die man heutzutage beobachten kann, noch lange nicht die ursprünglichen Formen der Urzeit, ebensowenig wie man diese durch das Studium der heutigen Spielarten rekonstruieren kann. Man mag den universellen Kern herausheben und die Lokalformen unberücksichtigt lassen, aber es besteht trotzdem immer noch die Möglichkeit, daß sich der Wesenszug aus einer ausgesprochenen Lokalform herausentwickelt hat und nicht aus irgendeinem, wenn auch weniger auffälligen Charakteristikum, das allen erforschten Zügen gemeinsam ist.

Aus diesem Grund muß die Verwendung primitiven Brauchtums zur Rekonstruktion des Urzustandes immer Spekulation bleiben. Es ist durchaus möglich, ein Argument für jede gewünschte Originalform zu schaffen, sowohl für Originalformen, die sich gegenseitig ausschließen, als auch für solche, die sich gegenseitig ergänzen. Von allen Arten der Auswertung anthropologischen Materials ist dies diejenige, in der in schnellster Folge eine Spekulation nach der anderen aufgetaucht ist, und in der auf Grund der Lage der Dinge ein tatsächlicher Beweis einfach unmöglich ist.

Die Überlegung, die für das Studium sozialer Formen eine Betrachtung der Primitivgesellschaften empfiehlt, muß nicht mit einer romantischen Rückwendung zum Primitiven verknüpft sein. Es han-

¹ Glaube von der Beseeltheit der ganzen Natur. (Anm. d. Übers.)

delt sich hier nicht um eine dichterische Verherrlichung der Völker mit einfacherem Kulturbild. Es gibt oft Augenblicke, in denen uns die Kultur des einen oder anderen Volkes inmitten unserer Zeit der heterogensten Standardbegriffe und des Maschinenlärms recht ansprechend erscheinen kann. Unsere Gesellschaft wird sich aber der Übel, an denen sie krankt, nicht durch eine Rückkehr zu Idealen, die von Primitivvölkern bewahrt worden sind, entledigen können. Der romantische Utopismus, der sich um den Primitivmenschen rankt, ist, so anziehend eine solche Traumvorstellung auch sein mag, für den Ethnologen ebenso oft eine Behinderung wie eine Hilfe.

Wie gesagt, das sorgfältige Studium von Primitivgesellschaften ist heute um so wichtiger, als diese das Tatsachenmaterial für die Betrachtung kultureller Erscheinungsformen und Prozesse liefern. Sie helfen uns, zu unterscheiden zwischen denjenigen Reaktionen, welche für lokale Kulturtypen charakteristisch sind, und den für die ganze Menschheit überhaupt geltenden. Außerdem verhelfen sie uns zum richtigen Abschätzen und zum Verständnis der ungeheuer wichtigen Rolle, die eine kulturell bedingte Weltanschauung spielt. Die Kultur mit all ihren Prozessen und Funktionen ist ein Gegenstand, über den wir jegliche Aufklärung benötigen, deren wir habhaft werden können. Für diesen Zweck gibt es für uns kein dankbareres Gebiet als den Kulturbestand schriftloser Völker.

2. DIE UNGLEICHHEIT DER KULTUREN

Die Trinkschale des Lebens

Ein Häuptling der «Wurzelgräber-Indianer»¹, wie sie von den Kaliforniern genannt werden, erzählte mir viel über das Leben seines Volkes in früheren Zeiten. Er war Christ und nahm im Anbau von Pfirsichen und Aprikosen in seinem Volke eine führende Stellung ein. Aber wenn er von Schamanen erzählte, die sich vor seinen Augen beim Bärenanzug in wirkliche Bären verwandelt hatten, dann zitterten ihm die Hände und seine Stimme brach vor Erregung. Sein Volk hatte in der guten alten Zeit eine ganz unvergleichliche Macht besessen. Am liebsten sprach er von den Erzeugnissen der Wüste, die sie gegessen hatten. Er brachte mir jede Pflanze, die er liebevoll und mit einem unfehlbaren Sinne für ihre Bedeutung ausgegraben hatte. Ja, damals habe sein Volk die «Gesundheit der Wüste» gegessen, meinte er, und nichts gewußt vom Inhalt einer Konservendose und von dem Zeug, das man jetzt in den Metzgerläden kaufen könne. Derartige Neuerungen seien es gewesen, die sie jetzt so heruntergebracht hätten.

Eines Tages sagte Ramón ganz unvermittelt während einer Beschreibung des Schrotens von Mesquitekorn und der Zubereitung einer Suppe aus Eichelmehl: «Zu Anbeginn gab Gott jedem Volk eine Schale, eine tönernerne Trinkschale, und aus dieser Schale tranken sie ihr Leben.» Ich weiß nicht, ob dieser Gedankengang irgendeinem der Tra-

¹ «Digger Indians», die Schoschonen des Great Basin. (Anm. d. Übers.)

dition angehörenden und mir unbekannt gebliebenen Ritual seines Volkes entstammt oder ob er es sich selbst so zusammengereimt hatte. Daß er es von den Weißen, die er in Banning kennengelernt, gehört hatte, ist kaum anzunehmen, denn diese pflegten sich nicht mit den Sitten andersgearteter Völker auseinanderzusetzen. Auf jeden Fall wußte der einfache Indianer genau, was er damit sagen wollte. «Sie schöpften alle aus dem gleichen Wasser», fuhr er fort, «aber sie hatten verschiedene Schalen. Die unsere ist jetzt zerbrochen. Jetzt ist es aus mit uns.»

«Unsere Schale ist zerbrochen!» Alles, was für das völkische Leben seines Stammes bedeutungsvoll gewesen, das häusliche Eßritual, die aus dem Wirtschaftssystem herrührenden Verpflichtungen, die Serie der religiösen Zeremonien, die Besessenheit, die den Barentänzer ergriff, ihre Standardbegriffe von Gut und Böse – alles war fort und mit ihm auch die äußere Form und der Sinn des Lebens. Der Alte war noch rüstig und nahm im Verkehr mit den Weißen eine maßgebende Stellung ein. Es lag ihm durchaus fern, zu glauben, daß sein Volk dem Untergang geweiht sei, aber er war sich darüber klar, daß es sich um den Verlust eines Etwas handelte, das ebenso wertvoll war wie das Leben selbst, nämlich des ganzen Gebäudes der materiellen und ideellen Standardbegriffe seines Volkes. Es waren immer noch andere Schalen voll Lebens übrig, die vielleicht das gleiche Wasser enthielten, aber der Verlust der eigenen war doch nicht mehr gutzumachen. Von einem Wiederzusammenkitten der Bruchstücke, wobei man hier wieder etwas hinzufügt und dafür an einer anderen Stelle etwas wegläßt, konnte keine Rede sein. Die ursprüngliche Form, die aus einem Guß war, war von ausschlaggebender Bedeutung und ließ sich nicht durch etwas Zusammengeflicktes ersetzen.

Ramón sprach aus eigener Erfahrung. Er stand zwischen zwei Kulturen, an deren Werte und Denkweisen man nicht den gleichen Maßstab anlegen konnte. Ein hartes Los! Uns in unserer westlichen Zivilisation ist diese Erfahrung erspart geblieben. Wir sind in eine weltumspannende Kultur hineingeboren und unsere Sozialwissenschaft, unsere Psychologie und unsere Theologie sehen über diese Wahrheit, die in Ramón verkörpert ist, beharrlich hinweg.

Der Gang des Lebens und der Druck, den die Umwelt ausübt – von der Fruchtbarkeit der menschlichen Einbildungskraft ganz zu schweigen –, liefern eine unglaublich große Anzahl von möglichen Betätigungsfeldern für das kulturelle Leben einer Gemeinschaft: die verschiedenen Formen der Eigentumsverhältnisse und die gesellschaftliche Rangordnung, welche mit dem Besitz verknüpft wird, materielle Dinge und ihre intensive Veredelung, die vielseitigen Erscheinungen von Sexualleben, Elternschaft und Ahnenkult, die Bünde oder kultischen Verbände, die den Unterbau einer Gesellschaft bilden können, Wirtschaftsleben, Götter und Beschäftigung mit dem Übernatürlichen – jedes dieser Tätigkeitsgebiete und noch viele andere können mit einer kulturellen und zeremoniellen Intensität bearbeitet werden, welche die ganze der Kultur innewohnende Energie so weitgehend für sich beansprucht, daß für die Herausbildung anderer Züge kaum noch etwas übrigbleibt. Lebensaspekte, die uns

äußerst wichtig sind, wurden von Völkern, deren Kultur nach einer anderen Richtung orientiert, aber alles andere als kümmerlich war, kaum beachtet oder aber mit einer uns geradezu phantastisch erscheinenden Pedanterie gepflegt.

Notwendigkeit der Auswahl

Im kulturellen Leben ist es wie bei der Sprache. Auslese ist das allerwichtigste Erfordernis. Die Anzahl der Laute, die wir mit unseren Stimmbändern, mit Rachen- und Nasenhöhle hervorbringen können, ist praktisch unbegrenzt. Die drei oder vier Dutzend Laute der englischen Sprache beispielsweise stellen nur eine Auswahl dar, die nicht einmal mit dem Lautbestand solch nahe verwandter Sprachen wie des Deutschen oder des Französischen zusammenfällt. Die Gesamtsumme der in sämtlichen Sprachen der Welt verwendeten Sprechlaute hat noch niemand zu bestimmen gewagt. Aber jede Sprache muß für sich ihre Auswahl treffen und auch dabei verbleiben, wenn sie verständlich bleiben will.

Eine Sprache, die auch nur einige wenige Hunderte der möglichen – und tatsächlich registrierten – phonetischen Elemente verwenden wollte, wäre für die Verständigung unbrauchbar. Andererseits ist unsere Unfähigkeit, Sprachen zu verstehen, die mit der unseren nicht verwandt sind, zu einem großen Teil darauf zurückzuführen, daß wir versuchen, fremde Lautsysteme vom Standpunkt unseres eigenen aus zu betrachten. Wir erkennen beispielsweise nur einen einzigen K-Laut an. Wenn andere Völker fünf, an verschiedenen Stellen des Gaumens gebildete K-Laute kennen und verwenden, so sind uns darauf beruhende Unterschiede in Wortschatz und Satzbau so lange unverständlich, bis uns diese lautlichen Verschiedenheiten geläufig sind. Wir besitzen ein D und ein N; andere Sprachen dafür einen Laut, der zwischen beiden liegt. Versäumen wir, diesen zu erfassen, dann werden wir zwangsläufig bald D, bald N schreiben und so Unterschiede erfinden, die überhaupt nicht existieren. Die grundlegende Vorbedingung für Sprachanalyse ist das Sichgegenwärtighalten der unglaublich zahlreichen möglichen Sprechlaute, unter welchen jede Sprache ihre eigene Auswahl getroffen hat.

Die Kultur müssen wir uns gleichfalls als einen großen Kreisbogen vorstellen, an dem alle überhaupt möglichen Kulturelemente aufgereiht sind, gleich ob diese nun den menschlichen Generationszyklus, Umwelteinflüsse oder die verschiedenen Tätigkeitsgebiete des Menschen selbst zum Ursprung haben. Eine Kultur, die sich auch nur eine als beträchtlich anzusehende Anzahl dieser einverleiben würde, wäre ebenso unverständlich wie eine Sprache, welche alle Schnalze, alle Kehlkopfverschlußlaute, alle Labiale, Dentale, Sibilanten und Gutturale vom stimmlosen Laut bis zum stimmhaften, vom Oral bis zum Nasal, verwenden wollte. Ihr Wesen als das einer Kultur hängt von der Auswahl ab, die sie unter diesen vielen Kreissegmenten trifft. Jede menschliche Gesellschaft verfügt in ihren kulturellen Einrichtungen über eine ganz bestimmte Auswahl. Bei jeder wird man, vom Stand-

punkt einer anderen aus gesehen, einige Fundamentalgrundsätze vermissen und dafür «belanglose» Elemente verwendet sehen. Die eine Kultur kennt kaum die Begriffe Geld und Geldeswert, eine andere wieder hat sie zur Grundlage ihres Wesens gemacht. Die eine Gesellschaft achtet handwerkliche Fähigkeiten als vollkommen nebensächlich, selbst auf den Gebieten, in denen sie lebensnotwendig sind; in einer anderen, gleich primitiven, stellen derartige Errungenschaften einen ganzen Komplex dar und sind mit bewunderungswürdiger Genauigkeit der Situation angepaßt. Die eine überbaut die Reifezeit des Menschen mit einem ungeheuren Aufwand an kulturellen Institutionen, die andere wieder den Tod, eine andere das Leben nach dem Tode. Der Fall der Reifezeit ist besonders interessant, weil diese in unserer Zivilisation im Brennpunkte des Interesses steht und wir gerade hier über viel Informationsmaterial aus anderen Kultursphären verfügen. In unserer eigenen Zivilisation weist eine Flut von psychologischen Studien auf die unausbleibliche Unrast während der Pubertätszeit hin. Für uns ist diese von jeher ein physisches Stadium gewesen, für das häusliche Szenen und Widersetzlichkeiten ebenso typisch sind wie Fiebertemperaturen für eine Typhuserkrankung. Diese Tatsachen stehen außer Zweifel. Für uns Amerikaner sind es Alltäglichkeiten. Die Frage ist nur, ob sie wirklich unvermeidlich sind.

Behandlung der Reifezeit in den verschiedenen Gesellschaften

Der flüchtigste Blick auf die Wege, welche die verschiedenen Gesellschaften gegangen sind, um mit dem Pubertätsproblem fertig zu werden, zeigt uns eine nicht zu übersehende Tatsache: Auch diejenigen Kulturen, die sich mit dieser Frage am intensivsten beschäftigt haben, setzen den Zeitpunkt des Beginns dieser im Brennpunkt ihrer Aufmerksamkeit stehenden Periode verschieden fest. Von vornherein ist daher klar, daß die sogenannten «Pubertätszeremonien» dann eine irreführende Bezeichnung darstellen, wenn wir an biologische Reife denken. Die Reife, die jene anerkennen, ist die gesellschaftliche, und die Zeremonien stellen auf die eine oder andere Weise eine Anerkennung des neuen «Erwachsenenstandes» des bisherigen Kindes dar. Diese «Investitur» mit neuen Aufgaben und Pflichten ist natürlich ebenso verschiedenartig, wie es die neuen Aufgaben und Pflichten selbst sind. Wo die einzige des Mannes würdige Beschäftigung in kriegerischen Taten besteht, erfolgt die Ernennung zum Krieger später und ist anders geartet als in einer Gesellschaft, wo die Erreichung des Mannesalters lediglich das Recht zur Teilnahme am Tanze bei einer Darstellung durch Masken versinnbildlichter Götter mit sich bringt. Wenn wir zum Verständnis von Pubertätsriten gelangen wollen, helfen uns Analysen von «rites de passage» nur wenig; was wir kennen müssen, ist das, was die verschiedenen Kulturen unter dem Beginn der Reife verstehen, sowie die Methoden der Zulassung zu dem neuen Status. Nicht die biologische Reife, sondern der Begriff, den man sich in der betreffenden Kultur vom Erwachsenen macht, bedingt die Pubertätsriten. «Erwachsensein» bedeutet

im mittleren Nordamerika «kämpfen». Sich auf dem Kriegspfade Ehren zu erwerben, ist das höchste Ziel aller Männer. Die ständige Beschäftigung mit dem Thema Mündigkeit der Jugend ist ebenso wie die Vorbereitung für das Beschreiten des Kriegspfadens schon von Kindesbeinen an nichts weiter als ein Ritus, welcher Erfolg in den unaufhörlichen Guerillakämpfen verbürgen soll. Man martert sich nicht gegenseitig, sondern sich selbst, schneidet sich Streifen aus der Haut der Arme oder Beine, hackt sich Finger ab, schleppt schwere Gewichte, die am Brustkasten oder an den Beinmuskeln befestigt sind, mit sich herum. Das Resultat ist gesteigerte Widerstandsfähigkeit im Kriege.

In Australien dagegen bedeutet Erwachsensein die Teilnahme an einem ausschließlich für Männer bestimmten Kulte, dessen Hauptgrundzug darin besteht, daß Frauen nicht daran teilnehmen dürfen. Jede Frau wird sofort getötet, wenn sie das bei den Zeremonien verwendete Schwirrhholz auch nur erblickt. Kein weibliches Wesen erfährt etwas über die Riten. Die Pubertätszeremonien sind ausgeklügelte, symbolische Akte der Verneinung einer Bindung an das weibliche Geschlecht; die Männer werden auf symbolische Art und Weise «autark» und zum ausschließlich verantwortlichen Mitglied der Gesellschaft gemacht. Zur Erreichung dieses Zieles werden derbe Sexualriten verwendet und übernatürliche Garantien geleistet.

Die klaren physiologischen Tatsachen des Jünglingsalters werden also auch dort, wo Nachdruck darauf gelegt wird, in erster Linie sozial gedeutet. Jedoch wird man bei einer Prüfung der für die Pubertätsperiode getroffenen Einrichtungen auf eine weitere Tatsache stoßen, nämlich die physiologische Verschiedenheit der Pubertät beim Manne und bei der Frau. Wenn kulturelle und physiologische Betonung gleich wären, müßten die Zeremonien bei den Mädchen viel ausgeprägteren Charakter tragen als bei den Jünglingen; dem ist aber nicht so. Die Zeremonien stellen ein soziales Faktum heraus: Die Rechte des erwachsenen Mannes reichen in jeder Kultur viel weiter als die der Frau, folglich liegt der Gesellschaft wie in obigem Beispiele eine Kenntnissnahme von dieser Periode bei den Knaben viel näher als bei den Mädchen. Die Reife kann jedoch bei dem gleichen Stamme bei Knaben und Mädchen auf die gleiche Art und Weise soziale Beachtung erfahren. Wo, wie z. B. im Innern Britisch-Columbias, die Pubertätsriten eine magische Schulung in allen möglichen Obliegenheiten darstellen, wird bei den Mädchen genau so verfahren wie bei den Knaben. Diese rollen schwere Steine einen Abhang hinunter und suchen sie im Laufe einzuholen und am Boden zu zerschmettern, um schnellfüßig zu werden, oder sie werfen Stäbe, wie sie beim Glücksspiel verwendet werden, um in diesem Erfolg zu haben; die Mädchen holen Wasser aus weit entfernten Quellen und stecken sich Steine ins Kleid, damit ihre Kinder einstmals ebenso leicht zur Welt kommen, wie die Steine zu Boden fallen.

In einem Stamme wie beispielsweise dem der Nandi im Seengebiet Ostafrikas teilen sich ebenfalls Mädchen und Knaben in die gleichen Pubertätsriten, wenn auch auf Grund der herrschenden Rolle, die der Mann in ihrer Kultur spielt, dessen Schulungszeit entschieden mehr

betont wird als die der Frau. Hier stellen die Reifezeremonien eine Mutprobe dar, welche von den bereits dem Stande der Erwachsenen Angehörigen denen auferlegt wird, die sie jetzt zur gleichen Würde zulassen müssen. Man verlangt von diesen eine stoische Gelassenheit angesichts der mit der Beschneidung verknüpften ausgeklügelten Folterungen. Die Riten erfolgen für beide Geschlechter getrennt, richten sich aber nach dem gleichen Muster. Die Novizen tragen die Kleidung ihrer Liebsten. Während der Operation wird scharf auf Äußerungen des Schmerzes in ihrem Gesicht geachtet; den Lohn der Tapferkeit zahlt voller Freuden die Geliebte aus, welche sogleich darnach gelaufen kommt, um sich einige ihrer Schmuckstücke wiederzuholen. Für beide Geschlechter bedeuten die Riten auch den Eintritt in einen neuen Sexualstatus: Der Knabe ist jetzt zum Krieger geworden und darf sich offiziell eine Geliebte halten, das Mädchen gilt als heiratsfähig. Die Reifeprüfungen stellen für beide eine voreheliche Erprobung dar, bei welcher die geliebte Person den Sieg zuerkennt.

Pubertätsriten können sich auch auf die Tatsache der Reife der Mädchen allein gründen, ohne sich auch auf die Knaben zu erstrecken. Eine der merkwürdigsten dieser Art ist wohl die Einrichtung des Mästhauses für Mädchen in Zentralafrika. In denjenigen Gebieten, wo weibliche Schönheit gleichbedeutend mit Belebtheit ist, wird das Mädchen bei Erreichung der Pubertät abgesondert, manchmal jahrelang, und mit wohlgeschmeckenden, fetten Speisen direkt vollgestopft; es ist zum völligen Nichtstun verurteilt und wird fleißig am ganzen Körper mit Öl eingerieben. Während dieser Zeit erhält es Unterricht in seinen späteren Pflichten. Die Zeit der Abschließung endet mit einer Zurschaustellung seiner Reize in der Öffentlichkeit. Dann folgt die Hochzeit mit dem stolzen Bräutigam. Der Mann braucht nicht in ähnlicher Weise vor der Ehe auf seine Schönheit bedacht zu sein.

Diejenigen Ideen, die normalerweise den Pubertätsinstitutionen für Mädchen zugrundeliegen und sich nicht eben leicht auch auf Knaben ausdehnen lassen, beziehen sich auf die Menstruation. Die Idee von der Unreinheit der menstruierenden Frau ist weit verbreitet; in einigen wenigen Gebieten wurde das erste Auftreten der Regel zum Mittelpunkt aller mit der Pubertät verbundenen Gebräuche gemacht. In solchen Fällen tragen die Pubertätsriten einen von allen übrigen grundverschiedenen Charakter. Bei den Carrier-Indianern British-Columbias erreichten die Angst und der Schrecken vor der ersten Menstruation der Mädchen den Gipfelpunkt: Das Mädchen wurde drei bis vier Jahre abgesondert, was man lebendig begraben hieß, und mußte diese Zeit allein in der Wildnis in einer Hütte aus Zweigen verbringen. Es bedeutete eine Bedrohung für jeden, der seiner nur ansichtig wurde; seine Fußstapfen allein genügte, um einen Pfad oder ein Gewässer zu verunreinigen. Ein großer Kopfputz aus gegerbtem Fell verdeckte Gesicht und Brüste und schlefte hinten nach. Arme und Beine waren mit Bändern aus Tiersehnen umwickelt, um das Mädchen vor dem bösen Geist zu schützen, der in ihm wohnte. Das Mädchen war selbst in Gefahr und bildete zugleich eine Gefahrenquelle für jeden anderen.

Pubertätsriten für das weibliche Geschlecht, die mit der Mensis verknüpft sind, können aber auch Formen annehmen, die sich auf die Betroffenen gegenteilig auswirken. Es gibt stets zwei mögliche Aspekte des Geheiligten: Gefahrenquelle oder Segensquelle. Bei einigen Stämmen betrachtet man die Erstmenstruation als machtvolle übernatürliche Segnung. Ich habe selbst bei den Apachen gesehen, wie deren Priester auf den Knien die Reihe der feierlich gestimmten Mädchen entlangrutschten, um durch deren Berührung Segen zu empfangen, wie kleine Kinder und alte Leute das gleiche taten, um ihre Gebrechen loszuwerden. Die Mädchen werden nicht abgesondert, da sie ja keine Gefahrenquelle darstellen, sondern genießen im Gegenteil hohe Verehrung als direkte Übermittlerinnen der Segnungen von oben. Da die Ideen, welche die Grundlage für die Pubertätsriten bei den Mädchen bilden, sowohl bei den Carriers als auch bei den Apachen auf Anschauungen bezüglich der Menstruation fußen, können sie sich nicht auch auf Knaben erstrecken, deren Pubertät dafür in entschieden einfacherer und milderer Weise durch Kraft- und Mutproben bezeichnet wird.

Die Behandlung der Mädchen in der Reifezeit richtete sich demnach nicht nach irgendwelchen physiologischen Erscheinungen während dieser Periode selbst, sondern nach Anforderungen, die sich auf die spätere Ehe oder auf Magie bezogen, also soziale Bindungen darstellten. Diese Anschauungen machten aus der Reifezeit bei dem einen Stamme etwas feierlich Religiöses und Wohltätiges, bei dem anderen etwas so gefährlich Unreines, daß die Kinder Warnungsrufe ausstoßen mußten, damit ihnen bei ihrem Aufenthalt in den Wäldern die anderen Leute aus dem Wege gehen konnten. Ebenso gut kann die Pubertät der Mädchen auch, wie wir schon sahen, von der Kultur einfach mit Stillschweigen übergangen werden. Gerade dort, wo, wie im größten Teile Australiens, den heranwachsenden Knaben besonders große Aufmerksamkeit gezollt wird, kann es vorkommen, daß die Riten nur eine Einführung in den Stand des erwachsenen Mannes und sein Mitbestimmungsrecht in den Stammesangelegenheiten darstellen, während man von der gleichen Periode bei den Mädchen überhaupt keine Notiz nimmt.

Diese Feststellungen lassen aber die grundlegende Frage immer noch unbeantwortet. Tritt denn diese Sturm- und Drangperiode nicht in allen Kulturbezirken auf – auch wenn dies nicht durch eigens dafür bestimmte Einrichtungen zum Ausdruck gebracht wird? Dr. MEAD hat die diesbezüglichen Verhältnisse auf Samoa untersucht. Hier durchlebt das Mädchen mehrere genau abgegrenzte Perioden. Hat es einmal das Kleinkind-Stadium hinter sich, dann verbringt es die nächsten paar Jahre im Kreise gleichaltriger Spielgefährtinnen aus der Nachbarschaft, in einem Kreise, von dem Knaben grundsätzlich ausgeschlossen sind. Der Bezirk des Dorfes, dem es angehört, stellt seine ganze Welt dar, deren Erbfeinde die Knaben sind. Eine Pflicht obliegt ihm dabei, nämlich das Warten der jüngeren Geschwister, aber man nimmt diese lieber auf dem Rücken mit, als daß man ihretwegen zu Hause bliebe; die Spiele werden dadurch nicht sonder-

lich beeinträchtigt. Einige Jahre vor Erreichung der Pubertät, wenn das Mädchen schon groß genug ist, um mehr Obliegenheiten auf sich nehmen zu können, und auch alt genug, um in Handfertigkeiten unterwiesen zu werden, hört der Kreis der Spielgefährtinnen, in dem es aufwuchs, zu bestehen auf. Das Mädchen trägt jetzt Frauenkleidung und muß im Haushalt mithelfen. Es ist dies eine gänzlich uninteressante Zeit, die ohne Zwischenfälle verstreicht. Die Pubertät bringt hier keinerlei Veränderungen mit sich.

Einige Jahre später, wenn das Mädchen erwachsen ist, wird die schöne Zeit gelegentlicher und keinerlei Verantwortung mit sich bringender Liebesaffären beginnen, die es nach Möglichkeit noch über die Zeit hinaus zu verlängern sucht, da es eigentlich von Rechtswegen schon heiraten sollte. Die Pubertät selbst ist weder durch besondere Anerkennung seitens der Gesellschaft noch durch eine Änderung in seinem Wesen oder in seinen Jungmädchenträumen gekennzeichnet. Die Zurückhaltung, die es in der Zeit vor der Geschlechtsreife bewies, hält noch mehrere Jahre hindurch an. Das Mädchenleben auf Samoa erhält seine Form durch andere Faktoren als die körperliche Geschlechtsreife, und die Pubertät selbst fällt in eine verhältnismäßig nebensächliche und in ruhigen Bahnen verlaufende Periode, während der sich keine Reifekomplexe äußern. Die Reifezeit kann also nicht nur im kulturellen Leben ohne begleitende Zeremonien verlaufen, sondern kann auch für das Gemütsleben des Kindes und die Einstellung seiner Umgebung ihm gegenüber ohne Bedeutung sein.

Völker, die den Krieg nicht kennen

Ein anderer Bestandteil der Gesellschaftsordnung, der in jeder Kultur vorhanden sein oder aber auch fehlen kann, ist der Krieg. Wo der Krieg hoch im Kurs steht, können hierfür verschiedene äußere Beweggründe vorliegen; es können aber auch innere Spannungen vorhanden sein, die eines Ventils bedürfen. Der Krieg kann, wie es z. B. bei den Azteken der Fall war, ein Mittel zur Erlangung von Kriegsgefangenen für Menschenopfer sein. Die Spanier kämpften, um zu töten, und verletzten damit nach der Meinung der Azteken die Spielregeln. Diese zogen sich voller Bestürzung zurück, und CORTEZ konnte als Sieger in die Hauptstadt einziehen.

Von unserem Standpunkt aus gesehen, gibt es auf der Welt noch viel seltsamere Begriffe vom Wesen des Krieges. Für unsere Zwecke genügt eine Betrachtung derjenigen Gebiete, wo ein Konflikt zwischen zwei Gruppen niemals dazu führen kann, daß man seine Zuflucht zum organisierten gegenseitigen Abschlachten nimmt. Nur unsere eigene Vertrautheit mit dem Kriege verleitet uns zu der Meinung, daß im Verkehr eines Stammes mit dem anderen unbedingt Krieg und Frieden miteinander abwechseln müßten. Natürlich ist diese Meinung in der ganzen Welt weit verbreitet. Aber es gibt Völker, die sich die Möglichkeit eines Friedenszustandes überhaupt nicht vorstellen können. Friede wäre für sie gleichbedeutend mit der Zuerkennung menschlicher Natur an die Feindstämme, die natürlich für sie keine

Menschen sind, wenn sie auch gleicher Rasse sein und den gleichen Kulturbesitz haben mögen.

Andererseits kommt es ebenso vor, daß ein Volk die Möglichkeit eines Kriegszustandes überhaupt nicht begreifen kann. RASMUSSEN erzählt, welch grenzenloses Erstaunen seine Darlegungen über diese unsere Methode, Streitigkeiten beizulegen, hervorriefen. Die Eskimos verstehen sehr gut, daß man einen Menschen töten kann. Wenn er einem im Wege steht, dann überschlägt man seine Kräfte, und wenn man dann glaubt, es sich leisten zu können, dann tötet man ihn. Wenn man stark ist, wird niemand wagen, Rache zu üben. Aber die Idee, daß ein Eskimodorf in Schlachtordnung gegen ein anderes ausziehen könnte oder ein ganzer Stamm gegen einen anderen oder daß gar die Bewohner des einen Dorfes einfach Freiwild für die im Hinterhalt liegenden eines anderen sein könnten, eine solche Idee ist ihnen vollkommen fremd. Töten ist für sie einfach Töten; sie teilen nicht wie wir diese Handlung in zwei Kategorien: Verdienstliches Werk auf der einen und todeswürdiges Verbrechen auf der anderen Seite.

Ich selbst habe versucht, mit den Missionsindianern Kaliforniens über den Begriff «Krieg» zu sprechen, aber dies war unmöglich – ihre Verständnislosigkeit war einfach bodenlos! In ihrer Kultur gab es einfach keine Grundlage, auf der eine solche Idee fußen könnte, und bei ihren Versuchen, sich so etwas vorzustellen, reduzierten sie die großen Kriege, denen wir uns mit einer wahren Inbrunst hingeben können, auf das Ausmaß einer Schlägerei auf der Gasse. Ihre Kultur war eben nicht so beschaffen, daß sie diese beiden Konflikte hätten auseinanderhalten können.

Der Krieg ist ein durchaus asozialer Zug, das müssen wir auch angesichts der hohen Stellung, die er in unserer Zivilisation einnimmt, zugeben. In dem Chaos, das dem Weltkrieg folgte, gaben alle die «kriegezeitgemäßen» Argumente, mit denen man die angebliche Förderung des persönlichen Mutes, des Altruismus und anderer geistiger Werte im Krieg zu beweisen suchte, einen aufreizenden Mißton. Der Krieg im Bereich unserer eigenen Zivilisation ist wohl die beste Illustration für das Ausmaß an zerstörender Wirkung, das die Übertreibung eines kulturellen Wesenszuges im Gefolge haben kann. Wenn wir uns bemühen, den Krieg zu rechtfertigen, dann deshalb, weil alle Völker diejenigen Wesenszüge, die sie bei sich vertreten finden, zu verteidigen pflegen, und nicht, weil der Krieg etwa einer objektiven Prüfung seiner angeblichen Verdienste standhielte.

Inzesttabus

Der Krieg ist kein Einzelfall. Überall und in allen Stufen kultureller Verflechtung findet man Beispiele für übertriebene und damit oft asoziale Herausbildung eines bestimmten kulturellen Zuges. Diese Züge treten am deutlichsten dort zutage, wo beispielsweise Speise- oder Ehevorschriften den biologischen Erfordernissen zuwiderlaufen. Der Begriff Gesellschaftsordnung hat für die Anthropologie eine äußerst spezielle Bedeutung dank der Einmütigkeit, mit welcher die

gesamte Menschheit diejenigen Verwandtschaftsgruppen betont, innerhalb derer eine Ehe verboten ist. Wir kennen kein Volk, bei dem sämtliche weiblichen Wesen als mögliche Gattinnen betrachtet würden. Das geschieht nicht in der so oft unterschobenen Absicht, Inzucht zu verhüten, denn auf einem großen Teil unserer Erde ist für einen Mann irgendeine Base, oftmals die Tochter des Bruders der Mutter, von vornherein als Frau bestimmt. Die Verwandtschaftsgrade, auf die sich das Verbot erstreckt, differieren bei allen Völkern sehr weit voneinander, aber im Auferlegen solcher Beschränkungen sind sich alle Völker gleich. Kein Begriff hat mehr und umständlichere Ausarbeitung in der Kultur erfahren als gerade das Inzesttabu. Die Gruppen, zwischen deren Angehörigen das Inzesttabu steht, bilden oftmals die wichtigsten Funktionseinheiten des Stammes, und die Pflichten, die der Einzelne irgendeinem anderen gegenüber hat, werden durch die relative Position der beiden in diesen Gruppen bestimmt. Diese Gruppen fungieren als Einheiten beim religiösen Zeremoniell und in Gütertauschzyklen, und man kann die überragende Wichtigkeit der Rolle, die sie bisher in der Geschichte der Gesellschaft gespielt haben, gar nicht hoch genug einschätzen.

In einigen Gebieten hat man bei der Behandlung des Inzesttabus Mäßigung bewiesen. Trotz gewisser Beschränkungen steht hier einem Manne noch eine beträchtliche Anzahl von Frauen als mögliche Ehegefährtin zur Verfügung. In anderen hat dieses Tabu von seiten der Gesellschaft eine derartige Ausdehnung erfahren, daß es eine riesige Anzahl von Individuen erfaßt, deren gemeinsame Abstammung sich überhaupt nicht mehr feststellen läßt, so daß die Wahl eines Lebensgefährten äußerst erschwert ist. Diese eingebildeten Verwandtschaftsbeziehungen kommen unzweideutig in den gebräuchlichen Verwandtschaftsbezeichnungen zum Ausdruck. Anstatt daß man zwischen direkter und indirekter Verwandtschaft unterscheidet, wie beispielsweise wir zwischen Vater und Onkel, Bruder und Vetter, bedeutet eine Bezeichnung wortwörtlich «ein Mann von der Gruppe (Verwandtschaft, Heimatort usw.) meines Vaters, gleicher Generation», wobei keinerlei Unterschied zwischen Haupt- und Nebenlinie, dafür aber andere gemacht werden, die uns vollkommen fremd und unverständlich sind. Gewisse Stämme Ostaustraliens haben eine ganz extreme Form dieses sogenannten «klassifikatorischen» Verwandtschaftssystems: Alle diejenigen Angehörigen der gleichen Generation, denen gegenüber man irgendein Verwandtschaftsverhältnis anerkennt, werden «Brüder» und «Schwestern» genannt. Eine Kategorie «Vettern» gibt es nicht und auch keine andere, die dieser entspräche; sämtliche Verwandten der eigenen Generation sind grundsätzlich Brüder und Schwestern.

Diese Art der «Fabrikation» von verwandtschaftlichen Beziehungen ist nichts Ungewöhnliches, aber in Australien herrscht zusätzlich noch eine direkte Angst vor der Ehe mit der «Schwester» und damit eine beispiellose Überentwicklung der exogamen Vorschriften. Zu denen, die eine solch große Angst haben vor sexuellen Beziehungen zur «Schwester», d. h. also zu einer jeden weiblichen Person, mit der sie in irgendeiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen, gehören

die Kurnai mit ihrem ad absurdum getriebenen Verwandtschaftssystem. Außerdem gibt es bei den Kurnai noch strenge Bestimmungen für die Wahl der Örtlichkeit, aus welcher die Lebensgefährtin stammen muß. Manchmal müssen zwei verschiedene Horden von den 15 oder 16, aus denen der Stamm besteht, die heiratsfähigen Mädchen gegenseitig austauschen und dürfen ihre Gattinnen aus keiner anderen Gruppe nehmen. Manchmal gibt es auch Gruppen, die aus zwei oder drei verschiedenen Horden bestehen und die wieder die Wahl zwischen zwei oder drei anderen Horden haben. Weiter bilden in ganz Australien die alten Männer eine besonders bevorrechtete Gruppe, deren Vorrecht darin besteht, daß sie als erste unter den jungen und hübschen Mädchen auswählen dürfen. Diese Vorschriften wirken sich nun dahin aus, daß in allen lokalen Gruppen, die laut unumgänglicher Vorschrift dem jungen Manne eine Frau liefern müssen, kein einziges Mädchen vorhanden ist, das nicht unter die eine oder andere Tabuvorschrift fiel. Entweder sind sie infolge irgendeiner Verwandtschaft mit seiner Mutter seine «Schwestern», oder sie sind bereits von einem alten Manne gekauft worden oder aus irgendeinem anderen Grunde tabu.

Aber diese Mißstände bringen die Kurnai nicht dazu, ihre Exogamievorschriften etwas abzuändern. Deren Einhaltung wird notfalls mit Gewalt erzwungen. Der einzige Weg zur Heirat für einen jungen Mann geht also über diese sämtlichen Bestimmungen hinweg: Das Paar läuft einfach davon. Sobald die Horde dies bemerkt, setzt die Verfolgung der beiden ein; erwischt man das Paar, dann wird es getötet. Daß möglicherweise die Ehe sämtlicher Verfolger auf diese Art und Weise zustande gekommen ist, ändert an der Lage der Dinge gar nichts. Die moralische Entrüstung schlägt hohe Wellen. Nun gibt es aber eine Insel, die durch die Tradition als sicherer, unantastbarer Zufluchtsort geheiligt ist; können die beiden dieses Asyl erreichen und bis zur Geburt des ersten Kindes dort verbleiben, dann können sie wieder zu ihrer Horde zurückkehren, werden dort allerdings mit Prügelein empfangen, gegen die sie sich aber verteidigen dürfen. Nachdem die beiden also sozusagen Spießruten gelaufen sind und ihre Prügel bezogen haben, gelten sie als wieder in die Horde aufgenommen und werden als Ehepaar angesehen.

Die Kurnai ziehen sich also in nur zu typischer Weise aus diesem ihrem kulturellen Dilemma. Sie haben einen besonderen Aspekt ihrer Geisteshaltung so weit und verwickelt ausgebaut, daß eine Pflicht der Gesellschaft gegenüber daraus geworden ist. Entweder müssen sie diese etwas abändern oder aber umgehen: Sie haben das letztere gewählt, vermeiden dadurch das Aussterben des Stammes und erhalten trotzdem ihre Moralbegriffe ohne Abänderung aufrecht. Auch die fortschreitende Zivilisierung konnte ihrem Moralkodex keinerlei Abbruch tun. In unserer eigenen Zivilisation betonte die ältere Generation die Monogamie und förderte dafür die Prostitution; die Lobgesänge auf die Einēhe waren nie so begeistert wie in der Blütezeit derjenigen Viertel, wo vor jeder Haustüre eine rote Lampe hing. Die Gesellschaft hat stets die ihr genehmen Traditionsformen gegen alle

Angriffe in Schutz genommen. Wenn nun derartige Wesenszüge einer Kultur verblassen und eine Art Ergänzung dafür nötig wird, so wird doch der ursprünglichen Form auch weiterhin wenigstens Lippen-dienst geleistet, und man tut, als ob besagte Ergänzung nicht existiere.

Überwindung falscher Auffassungen

Solch eine Beobachtung der Formen menschlicher Kultur aus der Vogelschau macht verschiedene allgemein verbreitete, falsche Auffassungen deutlich. Zunächst einmal halten sich die Einrichtungen, welche die Kulturen den Direktiven der Umwelt oder den physischen Bedürfnissen des Menschen folgend aufbauen, durchaus nicht so streng an den ursprünglichen Impuls, wie wir gerne annehmen möchten. Die Direktiven sind in Wirklichkeit rohe Entwürfe, einfach eine Reihe von nackten Tatsachen. Ihr Einfluß ist nur unbedeutend, so daß die Ausführung selbst durch vielerlei nicht dazugehörige Erwägungen bestimmt wird. Der Krieg ist durchaus nicht der naturnotwendige Ausdruck des Hanges zur Streitsucht. Die angeborene Streitsüchtigkeit des Menschen ist ein solch winziges Einzelstück seines geistigen Rüstzeugs, daß sie in den Beziehungen der Stämme untereinander keiner speziellen Ausdrucksform bedarf. Sobald sie aber zu einer feststehenden Einrichtung geworden ist, wird deren Form von anderen Gedankengängen bestimmt, welche nicht zu denen gehören, die der ursprüngliche Impuls in sich begriff. Streitlust an sich bedeutet nicht mehr als eine ganz geringfügige Beeinflussung der Geisteshaltung, eine Beeinflussung, die ebensogut unterbleiben kann.

Eine solche Erörterung kultureller Prozesse schreit gewissermaßen nach einer Revision unserer stereotypen Argumente für die Aufrechterhaltung unserer alteingebürgerten Einrichtungen. Unsere Beweisgründe basieren meist auf der Ansicht, daß der Mensch ohne diese bestimmten überkommenen Formen funktionsunfähig sei. Auch sehr spezielle Erscheinungen erheben den Anspruch, so bewertet zu werden, wie z. B. die besondere Ausrichtung unseres Wirtschaftslebens, die durch unsere Eigentumsverhältnisse bedingt ist. Das ist ein bemerkenswert spezieller Vorgang, und es gibt Anzeichen dafür, daß sich noch in unserer Zeit starke Veränderungen anbahnen. Auf jeden Fall dürfen wir das Problem nicht so diskutieren, als ob es sich hier um die Aktion biologischer Werte handelte. Autarkie ist auch ein Motiv, aus dem unsere Zivilisation Kapital geschlagen hat. Wenn sich unsere wirtschaftliche Struktur so ändern sollte, daß dieser Grund nicht länger einen solch mächtigen Druck ausüben kann, wie es zur Zeit der industriellen Expansion der Fall war, dann wird es wieder viele andere Motive geben, mit denen man eine abgeänderte Wirtschaftsorganisation begründen kann! Jede Kultur, jedes Zeitalter beutet einige aus einer großen Zahl von Möglichkeiten aus. Veränderungen mögen recht beunruhigend wirken und auch schwere Verluste im Gefolge haben, aber das ist auf die Schwierigkeit der Änderung selbst zurückzuführen und nicht darauf, daß unsere Generation und

unser Land etwa die einzig mögliche Existenzgrundlage des menschlichen Lebens erschüttert hätten. Änderungen, das dürfen wir nie vergessen, sind trotz aller Beschwernisse, die sie mit sich bringen, unvermeidlich. Unsere Furcht vor selbst geringfügigen Änderungen unserer Gewohnheiten ist im großen und ganzen völlig unbegründet. Kulturen können sich in weit radikalerer Weise ändern, als jemals eine menschliche Obrigkeit beabsichtigen oder sich auch nur ausdenken könnte, und doch immer noch funktionsfähig bleiben. Die kleinen Veränderungen, von denen heutzutage so viel Aufhebens gemacht wird, wie die Zunahme der Ehescheidungen, die wachsende Verweltlichung in den Städten und vieles mehr, könnten leicht in eine nur wenig abgeänderte kulturelle Struktur eingebaut werden. Sobald sie Tradition geworden wären, besäßen sie genau die gleiche Inhaltsfülle, die gleiche Wichtigkeit und die gleichen Werte, wie sie die alten Sitten und Gewohnheiten für frühere Generationen besaßen.

In Wahrheit ist die Zahl der möglichen menschlichen Einrichtungen und Motive auf jeder Kulturstufe, sei sie nun primitiver oder komplexer Natur, unendlich groß; und wirkliche Weisheit besteht darin, ihren Verschiedenheiten mit Toleranz zu begegnen.

Niemand kann voll und ganz in einer Kultur aufgehen, in der er nicht groß geworden ist, aber er kann anderen Kulturen die gleiche Bedeutung für ihre Angehörigen zuerkennen, die die seine für ihn hat!

Die gegenseitige Durchdringung kultureller Wesenszüge

Die Ungleichheit der verschiedenen Kulturen resultiert nicht nur aus der Ungezwungenheit, mit der die einzelnen Gesellschaften die möglichen Aspekte des Lebens auswählen oder verwerfen. Sie beruht in noch höherem Maße auf einer komplizierten gegenseitigen Überschneidung kultureller Wesenszüge. Wie wir schon festgestellt haben, geht die endgültige Form jedweder gebräuchlichen Einrichtung weit über den ursprünglichen Impuls hinaus. Diese Endform hängt in hohem Maße davon ab, wie stark der ursprüngliche Wesenszug mit Wesenszügen aus anderen Lebenssphären verschmolzen ist.

Irgendein weitverbreiteter Grundzug kann bei einem Volk dermaßen mit religiösem Beiwerk ausgestattet werden, daß er zuletzt als wichtiger Aspekt der Religion dieser Gemeinschaft fungiert. Anderswo mag er ebensogut zum Wirtschaftsleben gehören und daher als Aspekt des Währungssystems des betreffenden Volkes anzusprechen sein. Derartige Möglichkeiten sind unbegrenzt und die Endergebnisse oft recht eigenartiger Natur. Diese werden auf verschiedenen Gebieten je nach den zusätzlichen Elementen verschieden ausfallen.

Es ist von Wichtigkeit, daß wir uns über diesen Prozeß klar werden, weil wir sonst der Versuchung unterliegen, das Ergebnis einer nur lokalen Verschmelzung verschiedener Züge entweder als soziologisches Gesetz zu verallgemeinern oder aber diese Vereinigung als eine recht merkwürdige Erscheinung einfach hinzunehmen. Die Blütezeit der europäischen Plastik beruhte auf religiösen Beweggründen. Die Kunst stellte Szenen aus der Religionsgeschichte dar, versinnbildlichte die

religiösen Dogmen, die für die Ansichten dieser Periode maßgebend waren, und machte sie so zum Gemeingut aller. Die europäische Ästhetik der Jetztzeit wäre ganz anders beschaffen, wenn die Kunst des Mittelalters rein dekorative Zwecke verfolgt und nicht mit der Religion gemeinsame Sache gemacht hätte.

Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß bedeutende Entwicklungen in der Kunst sich oft bemerkenswert weit von religiöser Motivierung und von der Verwendungsmöglichkeit in der Religionsübung entfernt haben. Kunst kann vollkommen getrennt von Religion existieren, auch wenn beide hoch entwickelt sind. In den Pueblos im Südwesten der Vereinigten Staaten verdienen die in Keramik und Weberei entwickelten Kunstformen die Achtung jedes Künstlers, welcher Kultursphäre er auch angehören mag, aber die kultischen Gefäße, die von den Priestern verwendet werden oder auf den Altären stehen, sind reichlich schäbig und die Verzierungen äußerst roh ausgeführt und ohne Stil. Verschiedene Museen haben Kultgegenstände aus dem Südwesten einfach eliminiert, weil diese weit unter dem allgemeinen Qualitätsniveau standen. «Wir malen einfach einen Frosch darauf», sagen die Zuñi-Indianer und bringen damit zum Ausdruck, daß ihrer Meinung nach religiöse Bedürfnisse jedes künstlerische Bedürfnis abschließen.

Die Trennung von Kunst und Religion ist nicht nur ein Charakteristikum der Pueblokultur. Auch in Südamerika und Sibirien gibt es Stämme, welche die gleiche Unterscheidung machen, wenn sie dies auch anders motivieren. Sie verwenden einfach ihre künstlerischen Fähigkeiten nicht im Dienste der Religion. Anstatt also die Quellen der Kunst in einer lokal bedingten Erscheinung wie der Religion zu suchen, wie es ältere Kunstkritiker manchmal getan haben, haben wir das Ausmaß zu untersuchen, in dem sich diese beiden Elemente gegenseitig durchdringen können, sowie die Folgen einer solchen Verschmelzung sowohl für die Kunst als auch für die Religion.

Schutzgeist und Vision

Die gegenseitige Durchdringung verschiedener Elemente und die daraus folgende Modifizierung dieser Komponenten kann man auf allen Betätigungsfeldern des Lebens, wie Wirtschaft, Beziehungen zwischen den Geschlechtern, Folklore, materieller Kultur, Religion usw. aufzeigen. Den Vorgang selbst kann man an einem der weitverbreitetsten Grundzüge der Religion der nordamerikanischen Indianer veranschaulichen. Auf dem ganzen Kontinent, in jedem Kulturbezirk, angenommen dem der Pueblos des Südwestens, wurde man übernatürlicher Kräfte durch einen Traum oder eine Vision teilhaftig. Der Erfolg im Leben hing nach der Anschauung dieser Stämme vom persönlichen Kontakt mit dem Übernatürlichen ab. Die Vision verlieh einem Manne Kräfte auf Lebenszeit; bei manchen Stämmen suchte man sogar diese guten Beziehungen zu den Geistern durch wiederholte Visionen immer wieder aufzufrischen. Was einem dabei auch erschien, Tier oder Stern, Pflanze oder Geist, nahm den Flehenden

als persönlichen Schützling unter seine Obhut. Dieser konnte von nun an im Notfall auf seinen Schutzgeist zählen. Der in der Vision erschienene Schutzherr verlangte dafür die Erfüllung gewisser Pflichten und Verbindlichkeiten, teilweise auch Opfer. Dafür verlieh er gewisse Kräfte gemäß seinem in der Vision gegebenen Versprechen.

In jedem Kulturbezirk Nordamerikas hatte dieser Glaube an den Schutzgeist verschiedene Ausdrucksformen je nach den älteren kulturellen Zügen, mit denen er verschmolzen war. Auf den Hochebenen Britisch-Columbias verschmolz er mit den bereits besprochenen Pubertätsriten. Bei diesen Stämmen gingen Burschen und Mädchen zur magischen Schulung ins Gebirge. Pubertätsriten sind an der pazifischen Küste weit verbreitet, haben aber dort meist mit den Schutzgeistpraktiken nichts zu tun; in Britisch-Columbia jedoch verschmolzen beide Einrichtungen miteinander. Den Höhepunkt der magischen Schulung der heranwachsenden Knaben bildete die Erwerbung eines Schutzgeistes, der durch seine Gaben den Beruf des jungen Mannes bestimmte. Je nach der Art des Besuchers von oben wurde jener dann Krieger, Schamane, Jäger oder auch Glücksspieler. Mädchen bekamen gleichfalls einen Schutzgeist, der ihnen bei der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten half. Bei diesen Völkern ist der Glaube an den Schutzgeist durch seine enge Verbindung mit dem Reifezeremoniell so stark umgemodelt worden, daß sogar Anthropologen, die diese Gebiete genau kennen, behaupten konnten, der ganze Visionskomplex der Indianer sei aus Pubertätsriten entstanden. Aber die beiden haben keinerlei grundsätzliche Verbindung miteinander. Sie sind rein örtlich miteinander verschmolzen, was für beide der Anlaß zur Herausbildung ganz spezieller und charakteristischer Formen war.

In anderen Gebieten des amerikanischen Kontinents sucht man des Schutzgeistes weder bei der Reife teilhaftig zu werden noch streben alle jungen Männer nach einem solchen; der Schutzgeistkomplex zeigt also dort keinerlei Verwandtschaft mit den Pubertätsriten, obwohl auch dort solche existieren. Auf der südlichen Prärie sind es die erwachsenen Männer, die nach mystischer Weihe streben müssen. Der Visionskomplex ist hier mit einem Wesenszug verschmolzen, der mit Reifezeremonien nichts mehr zu tun hat. Die Osagen beispielsweise sind nach Verwandtschaftsgruppen organisiert, in denen die Abstammung vom Vater maßgebend ist und die mütterliche überhaupt nicht in Betracht gezogen wird. Diese Klangruppen verfügen über ein allen Angehörigen der Gruppe gemeinsames Erbgut an übernatürlichen Segnungen. Jeder Klan besitzt seine eigene Legende, in der erzählt wird, wie der Urahn seine Vision zu erlangen suchte und schließlich von dem Tier, dessen Namen der Klan dann geerbt hat, gesegnet wurde. Der Ahne des Muschelklans suchte siebenmal mit tränenüberströmtem Antlitz einer solchen Segnung von oben teilhaftig zu werden. – Zuletzt traf er endlich die Miesmuschel und sagte zu ihr:

«Oh, Großvater, die Kleinen haben nichts, woraus sie ihren Körper bilden könnten!»

Die Muschel antwortete:

«Du sagst, die Kleinen hätten nichts, woraus sie ihren Körper bilden könnten.

Laß doch die Kleinen ihren Körper aus mir bilden!

Wenn die Kleinen ihren Körper aus mir bilden,

Werden sie immer langes Leben haben.

Betrachte die Runzeln auf meiner Haut (Schale),

Die ich geschaffen habe, um das Alter zu kennzeichnen!

Wenn die Kleinen ihren Körper aus mir bilden,

Werden sie stets diese Zeichen hohen Alters auf ihrer Haut sehen.

Die sieben Windungen des Flusses (des Lebens)

Habe ich glücklich passiert.

Nicht einmal die Götter selbst sind imstande, die Spur zu erblicken,
die ich auf meinen Fahrten zurücklasse.

Wenn die Kleinen ihren Körper aus mir bilden,

Wird niemand, nicht einmal die Götter, imstande sein, die Spuren zu erblicken, die sie zurücklassen.»

Bei diesen Völkern sind alle die bekannten Elemente des Strebens nach der Vision lebendig, aber die Vision selbst wurde schon dem Ur-ahnen zuteil, und die damit verbundenen Segnungen vererben sich auf die Nachkommen weiter.

Diese Lage der Dinge bei den Osagen liefert eine der besten Illustrationen zum Totemismus, jener innigen Vermischung von Gesellschaftsorganisation und Ahnenkult. Aus allen Teilen der Welt gibt es Beschreibungen des Totemismus; Anthropologen haben behauptet, daß der Klantotem aus dem «persönlichen Totem» = Schutzgeist entstanden sei. Jedoch ist die wirkliche Sachlage genau analog der auf den Hochflächen Britisch-Columbias, wo der Visionskomplex mit den Pubertätsriten eine Verbindung einging, nur daß dieser sich bei den Osagen mit den erblichen Privilegien des einzelnen Klans verband. Diese neue Ideenverbindung hatte eine derartige Bedeutung erlangt, daß man die Vision nicht mehr als automatische Kraftspenderin für jeden Beliebigen ansah. Die Segnungen einer Vision konnte man nur auf dem Erbwege erlangen. Die Osagen besitzen Lieder, in denen in epischer Breite die Begegnungen der Vorfahren mit ihren Schutzgeistern beschrieben und die genauen Einzelheiten der daraus für die Nachkommen resultierenden Segnungen aufgeführt werden.

In beiden Fällen ist es nicht nur der Visionskomplex, der infolge der Verbindung mit Pubertätsriten oder Klanorganisationen in verschiedenen Gegenden verschiedenen Charakter zeigt; die Reifezeremonien und die gesellschaftliche Organisation erhalten unter dem Einfluß des Visionskomplexes gleichfalls eine andere Färbung. Die Beeinflussung beruht also auf Gegenseitigkeit. Visionskomplex, Pubertätsriten, Klanorganisation und viele andere Züge, die ebenfalls eine enge Verbindung mit der Visionsidee eingehen, gleichen Fäden, die auf mancherlei Art und Weise zu einem Bande verflochten sind. Die Folgen dieser verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten, die es für die Mischung der Ideenkomplexe gibt, können nicht hoch genug eingeschätzt werden. In beiden Gebieten, über welche wir eben gesprochen haben,

dort, wo sich Religion und Pubertätsriten verbanden, und dort, wo sie mit der Klanorganisation eine Verbindung einging, war die zwangsläufige Folge die, daß sich jeder Angehörige des Stammes in der Vision die für irgendeine Unternehmung nötigen übernatürlichen Kräfte verschaffen konnte. Der Erfolg wurde dann der visionären Erkenntnis des Betreffenden zugeschrieben. Ob der Erfolgreiche nun Spieler oder Jäger oder Schamane war – alle hatten sich die nötigen magischen Kräfte auf diesem Wege verschafft. Ihrem Dogma zufolge war demjenigen, der sich keinen übernatürlichen Schutzherrn verschaffen konnte, jeglicher Erfolg versperrt.

In Kalifornien wieder ermächtigte die Vision zur Ausübung der Tätigkeit eines Schamanen und wies diesem eine Sonderstellung im Stamme zu. Gerade in diesem Landstrich sind daher die abwegigsten Erscheinungsformen des Schamanismus aufgetreten. Die Vision war dort keine flüchtige Halluzination, die durch Kasteiung und Absonderung von der Umwelt gefördert werden konnte. Hier handelte es sich um einen Trancezustand, der seelisch besonders labile Stammesangehörige, vor allem auch Frauen, überkam. Bei den Schasta galten nur Frauen als medial veranlagt. Der erforderliche Zustand war entschieden kataleptischer Art und überkam die Novize, nachdem eine Art Trancezustand vorhergegangen war. Sie fiel bewußtlos und starr zu Boden. Wenn sie wieder zu sich kam, floß Blut in dünnen Fäden aus ihrem Munde. Alle die Zeremonien, durch welche sie auf Jahre hinaus ihre Berufung zum Schamanen legalisierte, waren nur weitere Demonstrationen ihrer Neigung zu kataleptischen Anfällen und galten als das Heilmittel, welches ihr das Leben rettete. Bei Stämmen wie beispielsweise den Schasta hatte nicht nur die Vision ihren Charakter geändert und war zu einem heftigen Anfall geworden, durch den sich die «Religionspraktiker» von allen anderen unterschieden, sondern auch der Charakter des Schamanen erfuhr durch die Natur der im Trancezustand gewonnenen Erkenntnis eine Umbildung, so daß dieser nun endgültig zum unzuverlässigsten und haltlosesten Glied der Gemeinschaft wurde. In diesem Gebiete nahmen die Wettbewerbe zwischen den Schamanen die Form des «Einanderzubodentanzens» an: Sieger war, wer beim Tanzen dem unweigerlich eintretenden kataleptischen Anfall am längsten Widerstand leisten konnte. Sowohl Vision als auch Schamanismus waren durch die enge Verbindung, die sie miteinander eingegangen waren, beeinflußt worden. Die Verschmelzung der beiden Züge hatte in nicht geringerem Maße als die von Vision mit Pubertätsriten oder Klanorganisation beide Elemente stark verändert.

Ehe und Kirche

In gleicher Weise ist in unserer eigenen Zivilisation die Trennung der Begriffe Kirche und Ehe historisch verbürgt, und doch hat die kirchliche Weihe der Ehe Jahrhunderte lang sowohl die Entwicklung der Einstellung zum Sexualproblem als auch die zur Kirche entscheidend beeinflußt. Der Charakter, den die Ehe während dieser Zeit trug, war

auf die Verquickung von zwei in keiner grundsätzlichen Beziehung zueinander stehenden Kulturelementen zurückzuführen. Andererseits ist die Ehe oftmals das traditionelle Mittel zur Vermögensübertragung. In Kulturkreisen, wo dies zutrifft, kann die enge Verquickung von Heirat mit wirtschaftlichen Interessen die Tatsache, daß es sich bei jener im Grunde um eine sexuell bedingte, der Erzeugung von Nachkommenschaft dienende Einrichtung handelt, vollkommen verwischen. Wenn man den Begriff «Ehe» richtig verstehen will, dann muß man in jedem Einzelfall die anderen Elemente, die dieser Begriff in sich aufgenommen hat, gleichfalls miteinbeziehen. Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, «Ehe» in beiden Fällen durch den gleichen Ideenkomplex erklären zu wollen, sondern müssen stets den verschiedenen Einzelementen, aus denen sich der endgültige Wesenszug aufbaut, Rechnung tragen.

Derartige Assoziationen sind sozial und nicht biologisch bedingt

Wir bedürfen in hohem Maße der Fähigkeit, Wesenszüge unseres eigenen kulturellen Erbes in ihre einzelnen Komponenten zerlegen zu können. Unsere Abhandlungen über die Gesellschaftsordnung würden an Klarheit gewinnen, wenn wir lernen wollten, auf diese Art und Weise zum Verständnis auch unserer einfachsten Kulturäußerungen zu gelangen. Rassische Unterschiede und Prestigeansprüche haben sich bei den angelsächsischen Völkern gegenseitig dermaßen beeinflusst, daß wir biologisch bedingte rassische Substanz und unsere eigenen, meist sozial bedingten Vorurteile nicht mehr auseinanderhalten können. Sogar bei Völkern, die den Angelsachsen so nahe verwandt sind wie die Romanen, nehmen derartige Vorurteile solch abweichende Formen an, daß in Ländern, die von den Spaniern kolonisiert wurden, einerseits, und in britischen Kolonien andererseits rassischen Unterschieden durchaus nicht die gleiche Bedeutung zukommt. In ähnlicher Weise sind Christentum und Stellung der Frau geschichtlich miteinander verwoben und haben einander zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise beeinflusst. Die augenblickliche hohe Stellung der Frau in den christlichen Ländern ist ebensowenig ein «Resultat» des Christentums wie die von ORIGENES behauptete Wesensgleichheit von Weib und Versuchung. Solche gegenseitigen Durchdringungen von kulturellen Zügen treten auf und verschwinden wieder. Kulturgeschichte ist in hohem Maße die Geschichte der Art und der Schicksale dieser kulturellen Durchdringungen. Aber die wesensbedingte Verbindung, die wir so gerne in einem zusammengesetzten Wesenszug sehen, und die Furcht, die wir vor jeder Störung dieser gegenseitigen Beziehungen empfinden, ist zum großen Teile illusorisch. Die Zahl der verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten ist unbegrenzt, und eine den Notwendigkeiten angemessene Gesellschaftsordnung kann unterschiedslos aus einer großen Menge dieser Grundformen aufgebaut werden.

3. KULTURELLE INTEGRATION

Relativität der Standardbegriffe

Die Verschiedenheit von Kulturen kann ad infinitum dokumentiert werden. Ein Bereich menschlichen Verhaltens mag in einigen Gesellschaften dermaßen unbeachtet bleiben, daß er schließlich kaum mehr existiert; in einigen Fällen kann er sogar vollkommen unbewußt bleiben. Er kann aber auch den ganzen Gesellschaftsorganismus praktisch monopolisieren, so daß schließlich Probleme, die überhaupt nichts mit ihm zu tun haben, nach seinem Schema gelöst werden müssen. Wesenszüge, die keinerlei eigentliche Beziehung zueinander haben und historisch voneinander unabhängig sind, gehen ineinander über und bilden ein unauflösliches Ganzes und damit zugleich die Grundlage für ein Verhalten, zu dem es in Gegenden, wo man diese Identifikation nicht vorgenommen hat, kein Gegenstück gibt. Die natürliche Folge davon ist, daß sich die Standardbegriffe, gleich für welche Handlungsweise, in den verschiedenen Kulturen zwischen dem positiven und dem negativen Pol bewegen. Man sollte annehmen, daß sich im Verdammnis des Totschlags alle Völker einig seien, aber dem ist durchaus nicht so. Es kann vorkommen, daß ein Mörder straflos ausgeht, wenn die diplomatischen Beziehungen zwischen zwei benachbarten Staaten abgebrochen sind, daß es Sitte ist, die beiden ersten Kinder zu töten, daß der Mann Gewalt über Leben und Tod seiner Frau hat, oder daß es Kindespflicht ist, die Eltern zu töten, bevor sie das Greisenalter erreichen. Dagegen kann es als todeswürdiges Verbrechen gelten, wenn man ein Huhn stiehlt. Anderswo werden diejenigen Kinder getötet, bei denen die oberen Zähne zuerst durchbrechen, oder die, welche an einem Mittwoch zur Welt kommen. Bei einigen Völkern werden die Leute dafür gestraft, daß sie die Schuld an einem tödlichen Unglücksfall tragen, bei anderen wieder zieht das keinerlei Folgen nach sich. Ebenso kann Selbstmord unter die Kategorie «Unbedeutende Vorfälle» gerechnet werden, als letzter Ausweg für einen, dem etwas zuwidergelaufen ist – eine Tat, die bei dem betreffenden Stamme gang und gäbe ist. Er kann auch die bedeutendste und edelste Tat darstellen, die ein Weiser vollführen kann. Anderswo kann der Bericht über einen Selbstmord ungläubige Heiterkeit hervorrufen und die Handlung selbst als für einen Menschen unausführbar gelten. Selbstmord kann aber auch gesetzwidriges Verbrechen sein oder als Sünde wider Gott angesehen werden.

Formung der Kultur

Es ist jedoch nicht so, daß wir uns damit bescheiden müssen, die Verschiedenheit der Sitten in der Welt nur hilflos als Tatbestand zu registrieren. Kasteiung hier, Kopfjagd dort, Keuschheit vor der Ehe bei dem einen Stamme, sexuelle Freiheit bei dem anderen stellen nicht eine Reihe von Gegebenheiten dar, die nichts miteinander zu tun hätten.

ten und deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein jeweils mit Erstaunen zur Kenntnis genommen werden müßte. Auch die auf Mord und Selbstmord liegenden Tabus sind, obwohl keinem absoluten Standard entsprechend, doch keine Produkte des Zufalls. Die Bedeutung eines kulturellen Verhaltens wird nicht dadurch erschöpfend gewürdigt, daß man es nur als lokal bedingt, als menschliche Schöpfung und als äußerst variabel erkennt, sondern man muß auch sein Streben nach Integration berücksichtigen. Eine Kultur ist, gleich dem Einzelindividuum, ein mehr oder weniger folgerichtig aufgebautes Gebäude aus Denken und Handeln. In jeder Kultur bilden sich charakteristische Ziele heraus, die bei anderen Gesellschaftstypen durchaus nicht vorhanden zu sein brauchen. Indem es sich auf diese Ziele ausrichtet, gibt ein Volk seinem Leben immer festere Formen; je nach dem Druck, den diese Faktoren ausüben, gewinnt das Gesamtbild der bisher heterogenen Einzelercheinungen mehr und mehr an Einheitlichkeit. Selbst die heterogensten Handlungen können, nachdem sie zum Bestandteil einer restlos integrierten Kultur geworden sind, für deren Ziele charakteristisch werden, wenn auch oft erst nach einer höchst eigenartigen Metamorphose. Die Erscheinungsformen dieser Faktoren können wir nur dann richtig verstehen, wenn wir uns vorher über die gefühls- und verstandesmäßigen Triebfedern der betreffenden Kultur klar geworden sind.

Eine solche Entwicklung einer Kultur nach einem bestimmten Grundmuster darf keinesfalls als unwichtiger Umstand angesehen werden. Die moderne Wissenschaft besteht auf vielen Gebieten darauf, daß das Ganze nicht lediglich die Summe seiner Teile darstellt, sondern auch zugleich das Ergebnis der einzigartigen Anordnung und Wechselwirkung dieser Teile, die die neue Einheit geschaffen haben. Schießpulver ist nicht allein die Summe von Schwefel plus Holzkohle plus Salpeter, und keine noch so umfassende Kenntnis der drei Elemente in allen ihren Erscheinungsformen in der Natur wird den Eigenschaften des Schießpulvers gerecht werden können. Das Ergebnis der Mischung dieser Bestandteile hat neue Möglichkeiten ins Leben gerufen, die in den getrennten Bestandteilen nicht verborgen lagen, und das Verhalten der Mischung ist von dem eines jeden der Einzelbestandteile, wenn dieses in einer anderen Kombination verwendet wird, unendlich verschieden.

In gleicher Weise sind auch Kulturen mehr als nur die Summe ihrer Einzelelemente. Wir können uns in Eheform, Ritualtänzen und Reifezeremonien eines Stammes genau auskennen und trotzdem von der Kultur als einem Ganzen, welches diese einzelnen Elemente seinem Ziel dienstbar gemacht hat, nichts verstehen. Das Kulturziel wählt sich unter den in der Umgebung vorhandenen Elementen die brauchbaren aus und verwirft die unbrauchbaren. Andere Elemente werden so umgeformt, daß sie brauchbar werden. Dieser Prozeß kann natürlich in seinem ganzen Verlaufe unbewußt bleiben, aber ihn beim Studium der Gestaltung menschlicher Kulturen zu übersehen, wäre ein Verzicht auf die Möglichkeit richtiger Deutung.

Diese Integration einer Kultur ist durchaus keine mystische Ange-

legenheit. Der gleiche Prozeß vollzieht sich beim Entstehen und Fortbestehen eines neuen Kunststils. Die gotische Architektur, die zu Anfang nur wenig mehr war als eine Vorliebe für Höhe und Licht, wurde dank der Einwirkung irgendeines Geschmackskanons, der sich mit ihrer Technik zugleich entwickelte, zu der einzigartigen und homogenen Kunst des 13. Jahrhunderts. Sie merzte nicht dazugehörige Elemente aus, machte andere ihren Zwecken dienstbar und erfand weitere, die ihrer Geschmacksrichtung entsprachen. Wenn wir den Prozeß historisch wiedergeben wollen, verwenden wir unweigerlich animistische Ausdrucksformen, wie wenn für das Wachsen dieser edlen Kunstform bewußte Auswahl und Zweckverfolgung maßgebend gewesen wären. Aber dies ist auf die Unzulänglichkeiten unserer Sprache zurückzuführen. Von einer bewußten Auswahl und einem bewußten Verfolgen eines Zwecks kann keine Rede sein. Was zuerst nichts anderes war als eine mehr oder weniger einseitige Neigung zur Sonderform, gewann im Laufe der Zeit immer mehr an Gestalt und bildete immer bestimmtere Standardbegriffe heraus. Am Ende dieser Entwicklung steht die Gotik.

Was sich hier bei den bedeutendsten Kunstrichtungen vollzog, vollzieht sich auch in einer Kultur als Ganzem. All die vielseitigen Zielsetzungen, wie Lebensunterhalt, Fortpflanzung, Kriegführung und Götterverehrung, werden nach einheitlichen Mustern in Übereinstimmung mit unbewußten Auswahlgrundsätzen, die sich mit der Kultur entwickeln, umgebildet. Einige Kulturen entbehren ebenso wie einige Kunstperioden dieser Einheitlichkeit, und von vielen anderen wissen wir zu wenig, um die treibenden Kräfte herausfinden zu können. Aber jede in einem gewissen Grade <zusammengesetzte> Kultur, auch die primitivste, besitzt diese Integration. Solche Kulturen stellen mehr oder weniger erfolgreiche Versuche zur Erlangung eines in sich geschlossenen Wesens dar; das Wunderbare daran ist, daß es so unendlich viele Gestaltungsmöglichkeiten gibt.

Unzulänglichkeit bisheriger anthropologischer Arbeiten

Die Arbeit der Anthropologen war bisher in überwältigendem Ausmaße mehr der Analyse kultureller Einzelercheinungen gewidmet, als daß sie ein Studium der Kultur als eines sinnreich gegliederten Ganzen gewesen wäre. Das war größtenteils auf die Art der früheren völkerkundlichen Beschreibungen zurückzuführen. Die klassischen Anthropologen bezogen ihre Kenntnis primitiver Völkerschaften niemals aus erster Hand; sie waren Schreibtischgelehrte, denen lediglich kurze Berichte von Reisenden und Missionaren sowie die formalen, schematischen Aufzeichnungen älterer Ethnologen zur Verfügung standen. Mit Hilfe dieser einzelnen Details konnten sie zwar die Verbreitung der Sitte des Zähneauschlagens oder des Weissagens aus den Eingeweiden feststellen, aber sie konnten niemals erkennen, inwieweit diese Wesenszüge bei den verschiedenen Stämmen in charakteristische Konfigurationen hineinpaßten, welche letztere ja den Gebräuchen erst Gestalt und Bedeutung verliehen.

Kulturstudien wie *«The Golden Bough»* (*«Der goldene Zweig»*)¹ und die üblichen vergleichenden Werke zur Völkerkunde sind analytische Prüfungen einzelner Kulturzüge und lassen sämtliche Aspekte kultureller Integration außer acht. Heirats- oder Trauerbräuche überhaupt werden an einzelnen, aus den verschiedensten Kulturen wahllos herausgegriffenen Gebräuchen veranschaulicht, so daß dann die Gesamtbetrachtung eine Art Frankensteinsches Monstrum² darstellt, dessen rechtes Auge aus Fiji stammt, das linke aus Europa, ein Bein aus Feuerland und eines aus Tahiti, Finger und Zehen aus noch weiter von einander abweichenden Kulturen. Eine solche Gestalt entsprach weder früher der Wirklichkeit, noch tut sie dies heute. Das ist etwa so, als wolle sich, sagen wir einmal, die psychiatrische Forschung mit der Erstellung eines Verzeichnisses der psychopathischen Zustandsäußerungen zufriedengeben und das Studium der Grundlagen für die Symptomäußerung – Schizophrenie, Hysterie und manisch-depressives Irresein – außer acht lassen. Die Rolle, die die geistige Erkrankung im Benehmen des Geisteskranken spielt, der Grad, bis zu dem sie in dessen Persönlichkeit dynamisch wirkt, und ihre Beziehungen zu allen anderen Erfahrungstatsachen sind ja schließlich bei jedem einzelnen Kranken verschieden. Wenn wir uns für seelische Prozesse interessieren, dann können wir nur dadurch zu einem zufriedenstellenden Ergebnis gelangen, daß wir die Einzeläußerungen in Beziehung zur Gesamtkonfiguration des Kranken setzen.

Das Studium der lebendigen Kultur

Wenn wir uns für kulturelle Prozesse interessieren, so besteht der einzige Weg zur Erkenntnis der Bedeutung eines ausgewählten Kulturzuges ebenfalls darin, daß wir diesen zu dem Hintergrund aus Motiven, Gemütsbewegungen und Werten, die in den Einrichtungen der betreffenden Kultur zum Ausdruck gebracht werden, in Beziehung setzen. Das allererste Erfordernis ist, wie uns heute scheint, das Studium der lebendigen Kultur, das Wissen um ihre Denkweise und um das Arbeiten ihrer Institutionen. Solches Wissen kann man nicht aus *«Obduktionen»* und Rekonstruktionsversuchen nach dem Erlöschen einer Kultur schöpfen.

Auf die Notwendigkeit des Studiums der Kulturfunktionen hat MALINOWSKI immer und immer wieder hingewiesen. Er kritisiert die üblichen *«Diffusionsstudien»* als *«Obduktion eines toten Organismus»*, den wir vielmehr bei Lebzeiten und in voller, funktionsfähiger Lebenskraft untersuchen sollten. Eine der besten und frühesten der erschöpfenden Darstellungen primitiver Völkerschaften, welche die moderne Ethnologie erst ermöglicht haben, stellt MALINOWSKIS ausführlicher Bericht über die melanesischen Bewohner der Trobriand-

inseln dar. MALINOWSKI begnügt sich jedoch bei seinen ethnologischen Verallgemeinerungen damit, die Tatsache zu betonen, daß kulturelle Einzelzüge in der Kultur, zu der sie gehören, untereinander in lebendigem Zusammenhang stehen und eine bestimmte Funktion ausüben. Er stellt dann die Wesenszüge der Trobriander – die Wichtigkeit der gegenseitigen Verpflichtungen, den Lokalcharakter ihrer Magie, den Aufbau ihrer Familie – als für die Primitivwelt allgemein gültig hin, anstatt die Kultur der Trobriandinseln als einen von vielen Typen anzuerkennen, deren jeder seine für ihn charakteristischen Anordnungen in der wirtschaftlichen, in der religiösen und in der häuslichen Sphäre besitzt.

Das Studium kultureller Erscheinungsformen kann jedoch nicht länger lediglich darin bestehen, daß man örtlich begrenzte Einzelercheinungen mit *dem «Primitiven»* gleichsetzt. Die Anthropologen wenden sich vom Studium der *Primitivkultur* zu dem *primitiver Kulturen*, und die Folge dieses Wechsels von der Einzahl zur Mehrzahl machen sich erst jetzt langsam bemerkbar.

Die «Struktur»-Bewegung

Die Wichtigkeit des Studiums der Gesamtkonfiguration gegenüber dem Beharren auf der Analyse der einzelnen Teile wird auf einem Betätigungsfeld der modernen Wissenschaft nach dem anderen offenkundig. WILHELM STERN hat jenes Verfahren zur Basis seiner philosophischen und psychologischen Arbeiten gemacht. Er besteht darauf, daß man von der ungeteilten Ganzheit einer Person ausgehen muß, und kritisiert die atomistischen Studien, die bisher sowohl für die introspektive wie auch für die experimentelle Psychologie fast ausschließlich üblich waren, und ersetzt sie durch Untersuchung der Struktur der Persönlichkeit. Die ganze *«Struktur»-Bewegung* widmet sich der Arbeit nach diesem Grundsatz auf den verschiedensten Gebieten. WORRINGER hat nachgewiesen, welcher grundlegenden Unterschied diese Art der Untersuchung auf dem Gebiete der Ästhetik darstellt. Er stellt die hochentwickelte Kunst zweier Perioden, die griechische und die byzantinische, einander gegenüber. Die ältere Kritik, so führt er aus, welche die Kunst nach absoluten Richtlinien und klassischen Standardbegriffen beurteilte, konnte unmöglich die Kunstprozesse verstehen, wie sie in der byzantinischen Malerei oder Mosaikkunst zum Ausdruck kommen. Kunstschöpfungen der einen Richtung können nicht nach den Regeln der anderen beurteilt werden, weil bei beiden verschiedene Endziele verfolgt werden. Die Griechen wollten in ihrer Kunst ihre eigene Schaffensfreude zum Ausdruck bringen und suchten daher der Identifikation ihrer Vitalität mit der gegenständlichen Welt körperliche Gestalt zu verleihen. Die byzantinische Kunst dagegen machte die Weltabgeschiedenheit, das tiefe Gefühl des Getrenntseins von der Umwelt zum Gegenstand ihrer Darstellungen. Zu jeglichem Versuch, die beiden zu verstehen, gehört nicht nur eine Vergleichung des beiderseits bewiesenen künstlerischen Geschicks, sondern auch eine Vergleichung der verschieden-

¹ Von J. G. FRAZER, 1. Aufl. London 1890. (Anm. d. Übers.)

² Gestalt des amerikanischen Films; entspricht dem aus dem gleichnamigen Film bekannten *«Golem»*. (Anm. d. Übers.)

artigen Absichten, die die Künstler beseelten. Beide Kunstformen waren miteinander kontrastierende, aus verschiedenen Einzelelementen bestehende Gebilde, deren jedes von bestimmten Ausdrucksformen und Standardbegriffen Gebrauch machen konnte, die bei dem anderen einfach nicht anwendbar waren.

Die <Gestaltpsychologie> hat bei der Verteidigung der Wichtigkeit des Ganzen als Ausgangspunkt an Stelle der Teile ganze Arbeit geleistet. <Gestaltpsychologen> haben nachgewiesen, daß bei den einfachsten Vorstellungen keine Analyse der Einzelempfindungen das Gesamtergebnis zustandebringen kann. Es genügt nicht, daß man eine gedankliche Vorstellung in objektive Fragmente zerlegt – das subjektive Gerüst, die auf Erfahrungstatsachen beruhenden Formen sind das Entscheidende und dürfen nicht übersehen werden. Die <Gesamtheitseigenschaften> und die <Gesamtheitstendenzen> müssen zusätzlich zu den einfachen Assoziationsmechanismen betrachtet werden, mit denen sich die Psychologie seit LOCKES Zeiten begnügt hat. Das Ganze bestimmt seine Teile und zwar nicht nur ihre gegenseitigen Beziehungen, sondern auch ihre Natur selbst. Zwischen zwei Ganzen fehlt der grundsätzliche Zusammenhang, und jegliches Verständnis beider beruht auf dem Erfassen ihres voneinander verschiedenen Wesens sowie außerdem auf dem Erkennen der ähnlichen Elemente, die sie in sich aufgenommen haben. Die <Gestaltpsychologie> hat sich hauptsächlich auf Gebieten betätigt, wo ein experimenteller Beweis im Laboratorium möglich ist, aber ihre Gültigkeit erstreckt sich weit über die simplen Beweise, die zu ihrer Arbeit gehören, hinaus.

In der vorigen Generation hat WILHELM DILTHEY auf die Wichtigkeit von Integration und Konfiguration für die Sozialwissenschaft hingewiesen. Sein Hauptinteresse galt den bedeutenden philosophischen Lehren und Lebensdeutungen. Besonders in seinem Werk <Die Typen der Weltanschauung> analysiert er einen Teil der Geistesgeschichte, um die bedingte Gültigkeit philosophischer Systeme nachzuweisen. Er sieht sie als Ausdrucksformen der Mannigfaltigkeit des Lebens, als <Lebensstimmungen>, – integrierte Verhaltensweisen, deren Grundzüge nicht ineinander übergehen. Er kämpft heftig gegen die Meinung, daß irgendeine von ihnen endgültig sein könnte. Er formuliert die verschiedenen Geisteshaltungen, die er betrachtet, nicht als kulturell bedingt, aber weil er große philosophische Richtungen und geschichtliche Perioden wie das Zeitalter FRIEDRICHS DES GROSSEN zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht, hat sein Werk doch zu immer bewußterer Erkenntnis der Rolle der Kultur geführt.

Spenglers <Untergang des Abendlandes>

Diese Erkenntnis hat OSWALD SPENGLER in ausgeprägtestem Maße zum Ausdruck gebracht. Sein <Untergang des Abendlandes> hat seinen Titel nicht von den darin behandelten <Schicksalsideen>, wie er die überragende Grundidee einer Zivilisation nennt, sondern von einer These, welche zu unseren gegenwärtigen Betrachtungen in keiner Beziehung steht, nämlich daß allen diesen Kulturerscheinungen

gleich allen Organismen nur eine bestimmte Lebenszeit zugeteilt sei. Diese These von dem unentrinnbaren Schicksal der Zivilisation fußt auf der Verlagerung der Zentren der abendländischen Zivilisation und auf der Periodizität der Hochkulturen. SPENGLER stützt diese seine Ausführungen auf die Analogie – mehr als eine Analogie kann das ja niemals sein – mit dem Kreislauf von Werden und Vergehen bei lebenden Organismen. Er glaubt, daß es für jede Zivilisation eine lebensfrische Jugend, ein kraftstrotzendes Mannesalter und ein dem endgültigen Verfall geweihtes Greisenalter gibt.

Faustischer und apollinischer Mensch

Diese letztere Geschichtsdeutung wird generell mit dem <Untergang des Abendlandes> identifiziert, aber die weit wertvollere und originale Analyse SPENGLERS ist die der kontrastierenden Erscheinungsformen innerhalb der abendländischen Kultur. Er unterscheidet zwei große <Schicksalsideen>: die apollinische des klassischen Zeitalters und die faustische der Jetztzeit. Der apollinische Mensch stellte sich seine Seele <als einen aus einer Gruppe vollkommener Teile gebildeten Kosmos> vor. In seinem Universum war kein Platz für den Willen, und der Kampf wurde von seiner Philosophie als ein Übel abgelehnt. Die Idee einer inneren Entwicklung der Persönlichkeit war ihm fremd; er sah das Leben im Schatten der ständigen Drohung eines von außen hereinbrechenden, grausamen Unheils. In den tragischen Zuspitzungen erblickte er eine willkürliche Zerstörung der freundlichen Landschaft, die ein normales Leben bot.

Der faustische Mensch hingegen sieht sich selbst als eine Kraft, die immerwährend gegen Hindernisse ankämpft. Er faßt den Lebenslauf des Individuums als eine innere Entwicklung auf, und die Katastrophen des Lebens sind für ihn Kulminationspunkte, zu denen frühere Entscheidungen und Erfahrungen des einzelnen hinführen. Der Kampf ist die Essenz des Lebens. Ohne ihn hat das persönliche Leben keinen Sinn, ohne ihn können nur unwichtige Lebenswerte gewonnen werden. Der faustische Mensch verlangt nach dem Unendlichen, und seine Kunst versucht, ins Unendliche vorzustoßen. Die faustische und die apollinische sind zwei entgegengesetzte Deutungen des Lebens, und was von der einen zum Wert erhoben wurde, ist der anderen fremd und gleichgültig.

Die Zivilisation der klassischen Welt baute sich auf der apollinischen Lebensschau auf, und die moderne Welt hat in allen ihren Institutionen das faustische Gedankengut verarbeitet. SPENGLER streift auch die ägyptische Weltanschauung, die den Menschen seinen engen und unabänderlich vorgezeichneten Lebenspfad abschreiten und schließlich vor die Totenrichter gelangen sieht, er streift auch die Weltsicht der persischen Priester mit ihrem strikten Dualismus von Körper und Seele. Aber SPENGLERS Hauptthemen sind der apollinische und der faustische Aspekt, und er weist nach, wie diese beiden großen, gegensätzlichen Philosophien in der Mathematik, der Architektur, der Musik und der Malerei zum Ausdruck kommen.

An dem unklaren Eindruck, den SPENGLERS Werk erweckt, ist nur zum Teil die Darstellungsweise schuld. Er ist weitgehend auf die Kompliziertheit der Zivilisationen, mit denen SPENGLER sich befaßt, zurückzuführen. Die westlichen Zivilisationen sind durch die Uneinheitlichkeit ihrer Geschichte, durch ihre Schichtung in Berufsstände und Klassen und durch ihren unvergleichlichen Reichtum an Einzeltzügen noch nicht verständlich genug, als daß man sie unter einigen Schlagworten zusammenfassen könnte. Außerhalb von bestimmten, kleinen Intellektuellen- und Künstlerkreisen hat der faustische Mensch in unserer Zivilisation keinen eigentlichen Lebensstil. Neben dem faustischen Menschen stehen die zahlreichen Tatmenschen und die Babbitts, und keine befriedigende ethnologische Beschreibung der modernen Zivilisation kann solche immer wieder vorkommenden Typen unberücksichtigt lassen. Genau so gut, wie man den Menschentyp unserer Kultur als faustisch und nach Unendlichkeit verlangend bezeichnen mag, könnte man ihn auch einen völlig extrovertierten Typ nennen, der ständig in weltliche Geschäftigkeit verstrickt ist, der erfindet, verwaltet und, wie EDWARD CARPENTER sagt, «stets auf dem Sprung zum Bahnhof ist».

Unzulänglichkeit der Auffassung Spenglers

Anthropologisch gesehen, leidet das Spenglersche Gemälde der Zivilisationen des Erdballs darunter, daß der Autor gezwungen ist, die heutige, aus einzelnen Schichten bestehende Gesellschaft so zu behandeln, als ob sie die echte Homogenität einer völkischen Kultur besäße.

Für den derzeitigen Stand unseres Wissens sind die historischen Tatsachen der westeuropäischen Kultur zu verwickelt und die soziale Differenzierung ist zu stark ausgebildet, als daß eine Analyse möglich wäre. Wenn auch SPENGLERS Definition des faustischen Menschen und die nachdrückliche Betonung der Relativität der Werte noch sehr zu einem Studium der europäischen Literatur und Philosophie unter diesem Gesichtspunkt anregen, so kann doch seine Analyse niemals eine endgültige Lösung bilden, weil sich jederzeit andere, gleichermaßen begründete Darstellungen geben lassen. Für einen Rückblick mag die Möglichkeit einer angemessenen Charakterisierung eines solch umfangreichen und verwickelt aufgebauten Ganzen, wie die westliche Zivilisation es ist, gegeben sein, aber trotz der Wichtigkeit und Berechtigung des Spenglerschen Postulats der untereinander nicht vergleichbaren Schicksalsideen könnte momentan der Versuch, an die westliche Welt den Maßstab irgendeines ausgewählten Wesenszuges anzulegen, nur Verwirrung erzeugen.

Umweg über Primitivstämme

Eine der philosophischen Rechtfertigungen für das Studium primitiver Völker besteht darin, daß das Tatsachenmaterial einfacherer Kulturen soziale Gegebenheiten erklären kann, die sonst den Beschauer verwirren und jeglicher Deutung spotten würden. Dies bewahrheitet

sich nirgends mehr als bei den fundamentalen und besonderen Kulturformen, die das Leben prägen und die Gedanken und Gefühle der an dieser Kultur teilhabenden Einzelindividuen gestalten. Das ganze Problem der Bildung des Sittenkanons des Einzelnen unter dem Einfluß der traditionellen Sittenlehre kann man heutzutage am besten durch Erforschung der primitiveren Kulturen lösen. Das bedeutet nun nicht, daß die Tatsachen und Prozesse, die wir auf diese Art und Weise aufdecken können, in ihrer Anwendung nur auf primitive Zivilisationen beschränkt sind. Kulturelle Konfigurationen sind bei den höchstentwickelten und kompliziertesten Gesellschaften, die wir kennen, ebenso zwingend und bedeutungsvoll. Aber das Material ist dort zu sehr verschlungen, und wir besitzen nicht genügend Abstand, um es mit Erfolg meistern zu können.

Zum Verständnis unserer eigenen Kulturprozesse können wir am schnellsten auf einem Umweg gelangen. Als sich die historischen Beziehungen der menschlichen Wesen zu ihren unmittelbaren Vorfahren im Tierreich als zu verwickelt erwiesen, um sie zur Feststellung der Tatsache einer biologischen Evolution verwenden zu können, verwandte DARWIN an ihrer Stelle den Aufbau der Käfer – und der Prozeß, welcher in dem verwickelten physischen Organismus des Menschen nicht deutlich erkennbar ist, trat in dem einfacheren Organismus überzeugend in Erscheinung. Das gleiche ist der Fall beim Studium kultureller Mechanismen. Wir benötigen dringend jegliche «Aufhellung» des Problems, deren wir durch die Betrachtung von Denkweise und Sitte in der Organisation weniger kompliziert aufgebauter Gruppen habhaft werden können.

Ich habe drei Primitivkulturen zur einigermaßen detaillierten Darstellung ausgewählt. Einige wenige, als kohärente Gebilde der Lebensäußerungen erkannte Kulturen wirken entschieden lehrreicher als viele, von denen man nur besonders auffällige, aber vielleicht unwesentliche Momente betrachtet. Die Beziehungen von Motivierungen und Zielsetzungen zu den Ausdrucksformen der Kultur bei der Geburt, beim Tode, bei der Reife und bei der Heirat können niemals durch eine umfassende Darstellung der Verhältnisse auf der ganzen Welt aufgeklärt werden. Wir müssen uns mit einer weniger ehrgeizigen Aufgabe begnügen, nämlich der gründlichen Erforschung einiger weniger Kulturen.